

Zeitschrift für
**Familien-
forschung**

Journal of Family Research

In diesem Heft:

- Entscheidungsprozess zur Familiengründung in Partnerschaften
- Bürgerschaftliches Engagement für und von Familien
- Einfluss der Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung auf Partnerschaftskonflikte und -zufriedenheit bei berufstätigen Paaren
- Familien mit einem schizophren erkrankten Elternteil

- Forschungsnotizen
- Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam)

ifb-Mitteilungen

1/2011

Referiert im SSCI



ISSN 1437-2940
23. Jahrgang 2011, Heft 1
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

Editorial	3
<i>Monika Pavetic & Petra Stein</i> Entscheidungsprozess zur Familiengründung in Partnerschaften	5
<i>Andreas Klocke & Sven Stadtmüller</i> Bürgerschaftliches Engagement für und von Familien – Eine empirische Analyse mit dem Freiwilligensurvey 1999-2009	24
<i>Nathalie Meuwly, Peter Wilhelm, Véronique Eicher & Meinrad Perrez</i> Welchen Einfluss hat die Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung auf Partnerschaftskonflikte und Partnerschaftszufriedenheit bei berufstätigen Paaren? .	37
<i>Johannes Jungbauer, Jutta Kinzel-Senkbeil, Juliane Kuhn & Albert Lenz</i> Familien mit einem schizophren erkrankten Elternteil: Ergebnisse einer fallrekonstruktiven Familienstudie	57
Forschungsnotizen	
<i>Johannes Huinink, Josef Brüderl, Bernhard Nauck, Sabine Walper, Laura Castiglioni & Michael Feldhaus</i> Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (<i>pairfam</i>): Conceptual framework and design	77
<i>Ralph-Michael Karrasch & Monika Reichert</i> Auswirkungen der Pflege eines Partners auf Partnerschaft und Sexualität	102

ifb-Mitteilungen	117
-------------------------------	-----

Beilage: Jahresinhaltsverzeichnis 2010

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

hiermit legen wir Ihnen ein Heft vor, das ausschließlich aus *regulär eingereichten* Beiträgen besteht, die sich also nicht an einem vorgegebenen Schwerpunktthema orientieren.

Entsprechend groß ist deshalb die Bandbreite der Beiträge. In diesem Heft finden sich – unter anderem – empirische Studien zu Entscheidungsprozessen bei der Familiengründung, zum bürgerschaftlichen Engagement der Bevölkerung für und von Familien, zur Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung bei berufstätigen Paaren sowie eine qualitativ angelegte Arbeit über den Umgang mit schizophren erkrankten Müttern und Vätern in den betroffenen Familien.

Darüber hinaus geben die Projektleitung und Mitarbeiter des Forschungsprojekts *Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam)* einen Überblick über den konzeptuellen Rahmen und das Forschungsdesign ihres Vorhabens.

Die nächsten beiden Hefte werden sich wieder vor allem Schwerpunktthemen widmen: *Stieffamilien* (2/2011) und *Partnersuche im Internet* (3/2011).

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Hans-Peter Blossfeld
Geschäftsführender Herausgeber

Kurt P. Bierschock
Redakteur

Monika Pavetic & Petra Stein

Entscheidungsprozess zur Familiengründung in Partnerschaften

The decision-making process within relationships prior to starting a family

Zusammenfassung: Obwohl der Übergang in die Elternschaft als Ergebnis einer sozialen Interaktion und damit als Ergebnis eines Entscheidungsprozesses zwischen zwei Individuen im Kontext einer Partnerschaft verstanden werden kann, existieren bisher kaum gesicherte Forschungserkenntnisse auf der Paarebene. Dieses betrifft erstens die relative Bedeutsamkeit der Kinderwünsche bzw. Dispositionen beider Partner für die generative Entscheidung, zweitens die wechselseitige Beeinflussung beider Partner im Entscheidungsprozess und drittens die Relevanz der biographischen Kontexte beider Partner für die eigene Disposition sowie für die des Partners. Im Folgenden wird ein nicht-lineares simultanes Probit-Modell vorgestellt, mit dem die relativen Effekte im innerpartnerschaftlichen Entscheidungsprozess zur Familiengründung geschätzt werden können. Als Datengrundlage dient das Bamberger Ehepaar-Panel. Die Ergebnisse des Modells zeigen einen gleichwertigen Einfluss der Dispositionen beider Partner auf die Entscheidung, jedoch ungleiche Gewichte der Partner im Interaktions- bzw. Annäherungsprozess.

Schlagwörter: Entscheidungsprozess, Familiengründung, nicht-lineares simultanes Probit-Modell

Abstract: The transition to parenthood can be viewed as the result of social interaction. It signifies the outcome of a decision-making process of two individuals in a relationship. Nevertheless, little research has, so far, looked into how the interpersonal couple level influences the decision. What needs to be considered here is, firstly, the relative importance of both partners' desire to have a child, or the partners' disposition towards reproduction. Secondly, the reciprocal influence of both partners on each other within the decision-making process, and thirdly the relevance of both partners' biographical background with regard to their respective decisions and disposition must be assessed. In this article, a nonlinear simultaneous probit model is introduced, with the help of which the relative effects of the decision-making process within the relationship can be estimated. The analysis is based on the "Bamberg Married Couples Panel". The results of the model show an equal influence of both partners' dispositions on the decision itself. However, they also demonstrate different levels of influence of the partners within the process of interaction and convergence.

Key words: decision-making process, starting a family, nonlinear simultaneous probit model

1. Einleitung

Das generative Verhalten ist ein Thema, das im Zuge der Diskussion um den demographischen Wandel erheblich an Relevanz gewonnen hat. Obwohl der Übergang in die Elternschaft ebenso wie die Entscheidung für ein weiteres Kind als Ergebnis einer sozialen Interaktion und damit als Ergebnis eines Entscheidungsprozesses zwischen zwei Individuen im Kontext einer Partnerschaft verstanden werden kann, existieren bisher kaum gesicherte Forschungserkenntnisse auf der Paarebene. Dies betrifft erstens die relative Bedeutsamkeit der Kinderwünsche bzw. Dispositionen beider Partner für die generative Entscheidung, zweitens die wechselseitige Beeinflussung beider Partner im Rahmen des Interaktions- bzw. Annäherungsprozesses und drittens die Relevanz der biographischen Kontexte beider Partner auf die eigene Disposition sowie auf die Disposition des Partners im Prozess der Entscheidungsfindung.

Eine Vielzahl empirischer Studien untersucht den Übergang in die Elternschaft vorrangig aus der Perspektive der Frau. Entsprechend sind Erkenntnisse zu den Bedingungsfaktoren für den Übergang in die Elternschaft im Kontext von Partnerschaft nur rudimentär vorhanden. Die wenigen Studien auf der Paarebene verdeutlichen, dass die individuellen Rahmenbedingungen bzw. Lebenssituationen beider Partner zur Erklärung von Elternschaft beitragen und daher nicht vernachlässigbar sind (vgl. Klein 2003; Kurz 2005). Ferner zeigt sich, dass neben den individuellen und strukturellen Rahmenbedingungen der Kinderwunsch als Substitut für die generative Verhaltensintention bzw. -motivation eine zentrale Determinante für das generative Verhalten darstellt (vgl. Thomson/Hoem 1998). Allerdings sind deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede im Kinderwunsch zu beobachten, die eine differenzierte Betrachtung der Verhaltensintention sowie des Zusammenhangs zwischen dem intendierten und faktischen Geburtenverhalten sowohl der Frau als auch des Mannes erforderlich machen. Bislang existieren nur wenige Studien, die sich mit der intentionalen Ebene des generativen Verhaltens sowie den möglichen Bedingungsbeziehungen für seine Ausprägung beschäftigen (vgl. Ruckdeschel 2004). Auf Ebene des Zusammenhangs zwischen dem Kinderwunsch und dessen Realisierung im Rahmen einer paarbezogenen bzw. dyadischen Modellierung zeigt sich, dass der Kinderwunsch des Mannes ebenfalls einen signifikanten Einfluss auf die generative Entscheidung aufweist (vgl. Thomson et al. 1990). Hieraus abgeleitet kann nicht davon ausgegangen werden, dass sich Paare in ihrem Kinderwunsch nicht oder nur marginal unterscheiden und damit ein innerpartnerschaftlicher Konsens hinsichtlich der Familienplanung besteht, der eine ausschließliche Betrachtung der Frau (bzw. nur eines Partners) rechtfertigt. Es lässt sich beobachten, dass der in der Entscheidungsfindung enthaltene Konsens sowie Dissens auf Ebene der Verhaltensintention zu unterschiedlichen Entscheidungsverläufen führt, wobei heterogene Kinderwünsche zumeist nicht in dauerhafter Kinderlosigkeit münden (vgl. Rupp 2005), sondern einen Aufschub der generativen Entscheidung begünstigen (vgl. Thomson/Hoem 1998).

Im Rahmen des Entscheidungsfindungsprozesses kann bei divergierenden Kinderwünschen von einer Abstimmung der generativen Absichten beider Partner ausgegangen werden. Bei Paaren mit konvergierenden Kinderwünschen findet vielmehr eine „wechselseitige Bestätigung“ (Borchardt/Stöbel-Richter 2004: 118) in der Verhaltensabsicht statt, wobei es auch hier die Koordination des richtigen Zeitpunktes von Elternschaft mit den

Lebensbiographien und den darin integrierten außerfamilialen Zielen beider Partner bedarf. Die generative Entscheidung basiert damit auf einem komplexen Interaktionsprozess, der die wechselseitige Einflussnahme beider Partner im Rahmen der Entscheidungsfindung umfasst. In der Paarinteraktion subsumiert sind insbesondere Aspekte wie Beeinflussung, Übereinstimmung, Angleichung und Distanzierung sowie Durchsetzung (vgl. Oppitz 1990). Obwohl der Paarinterdependenz ein hoher Stellenwert für den Ausgang des generativen Entscheidungsprozesses im Kontext einer Partnerschaft zukommt, ist diese bisher allenfalls in Form einer einseitig gerichteten Einflussnahme der Verhaltensintention des Partners auf den Kinderwunsch der Frau spezifiziert worden (vgl. z.B. von Rosenstiel et al. 1986).

Der Grund dafür ist darin zu sehen, dass die Modellierung von dyadischen Entscheidungen aus statistischer Sicht problematisch ist. Unter Verwendung etwa von Logit-, Tobit-, Probit- und logistischen Regressionsmodellen sowie Verlaufsmodellen ist es zwar möglich, simultan den Einfluss bestimmter Merkmale beider Partner auf den Übergang in die Elternschaft zu untersuchen. Allerdings resultiert daraus die Problematik, dass im Zuge der Parameterschätzung keine statistische Prüfung darüber erfolgt, ob sich die Effekte zwischen beiden Partner signifikant voneinander unterscheiden. Mit diesen Modellen können folglich die relativen Einflüsse beider Partner nicht geschätzt werden. Zudem ist die Spezifikation und Schätzung der wechselseitigen Beeinflussung beider Partner und damit die Paarinterdependenz nicht möglich. Ein Vorschlag zur Lösung dieses Problems lässt sich in Sobel und Arminger (1992) finden, die ein nicht-lineares simultanes Probit-Modell zur Analyse von Entscheidungsprozessen entwickeln. Das Modell wird im Folgenden verallgemeinert und auf den innerpartnerschaftlichen Entscheidungsprozess zur Familiengründung adaptiert. Im Rahmen dessen werden die mit der dyadischen Betrachtung verbundenen Identifikationsprobleme gelöst, Schätz- und Testverfahren integriert und programmtechnisch umgesetzt.¹

Der vorliegende Artikel stellt zunächst in Abschnitt 2 ein Modell zur Untersuchung des Familiengründungsprozesses in Partnerschaften vor. Abschnitt 3 beschreibt die Datengrundlage und die Modellvariablen. Abschnitt 4 enthält die Spezifikation des inhaltlichen Modells sowie die Lösung des Identifikationsproblems des simultanen Strukturgleichungsmodells. Es folgt die Überprüfung der Modellanpassung und Interpretation der Schätzergebnisse. Der abschließende Abschnitt 5 fasst die zentralen Ergebnisse zusammen.

2. Modellierung des Familiengründungsprozesses

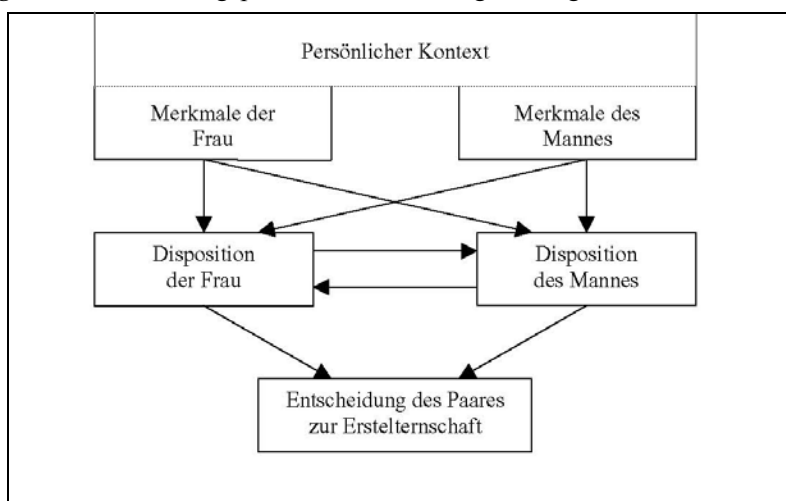
Der Familiengründungsprozess wird im Folgenden dyadisch modelliert, indem sowohl die Disposition der Frau als auch die Disposition des Mannes simultan berücksichtigt werden. Die Paarinterdependenz im Rahmen des Interaktions- bzw. Annäherungsprozesses wird durch die wechselseitige Beeinflussung der Dispositionen beider Partner abgebildet. Des

1 Die Forschung wurde von der DFG im Rahmen des Projekts *Entwicklung eines Modells zur Analyse von Entscheidungsprozessen und Anwendung auf Fertilitätsentscheidungen in Partnerschaften* gefördert (Laufzeit 2/2007-1/2010).

Weiteren beinhaltet das Modell den Effekt der Dispositionen beider Partner auf die generative Entscheidung. Entsprechend erhält man Aufschluss über die Relevanz beider Partner für die gemeinsam getroffene Entscheidung zur Familiengründung.

Das Modell wird um Merkmale der Frau und des Mannes, die den persönlichen Kontext beider Partner abbilden, ergänzt. Die Merkmale beeinflussen die Disposition des Einzelnen direkt und üben einen indirekten Einfluss auf die generative Entscheidung aus. So kann simultan der Einfluss exogener Merkmale beider Partner auf die individuelle Verhaltensintention und das faktische Verhalten untersucht werden. Ferner werden direkte Effekte auf die Disposition des Partners spezifiziert, um Aufschluss über die Relevanz der individuellen Bedingungen für die Verhaltensintention des Partners zu erhalten. In Abbildung 1 wird der partnerschaftliche Entscheidungsprozess zur Familiengründung graphisch dargestellt.

Abbildung 1: Entscheidungsprozess zur Familiengründung



Die Auswahl der in diesem Modell eingebetteten exogenen Merkmale der Frau und des Mannes folgt einem integrativen Untersuchungsansatz, indem sowohl Individualmerkmale beider Partner als auch partnerschaftsbezogene Faktoren Berücksichtigung finden. Die Untersuchung fokussiert auf der Ebene der Individualmerkmale sowohl Wert- und Zielvorstellungen als auch ausbildungs- und erwerbsbiographische Rahmenbedingungen beider Partner. Auch werden Informationen zur Partnerschaftsbiographie integriert, da Aspekte der Partnerwahl(chancen) und Beziehungsstabilität zentral das generative Verhalten mitbegründen (vgl. Klein 2003).²

Dieser Betrachtungsansatz greift im Kontext der Individualmerkmale die Diskussion um den beobachteten Geburtenrückgang und die Veränderungen im Kinderwunsch auf, die einerseits mit veränderten Wertorientierungen und Motivstrukturen, die einen gesellschaftlichen Wertewandel widerspiegeln, in Zusammenhang gebracht werden (vgl. von Rosenstiel

2 Diese Bereiche umfassen ein kaum überschaubares Kontinuum an möglichen Individual- und Partnerschaftsfaktoren. Daher stützt sich die hier vorgenommene Auswahl der exogenen Modellvariablen auch auf den Ergebnissen von Vorauswertungen unter Rückgriff auf die binär logistische Regressionsanalyse für beide Partner.

et al. 1986). Andererseits werden die im Zuge der Bildungsexpansion eingetretenen Veränderungen im Bildungsniveau und Erwerbsverhalten auf ihre Erklärungsleistung geprüft (vgl. Blossfeld et al. 1991). Die Relevanz dieser beiden Faktoren für das generative Verhalten erschließt sich wesentlich aus dem familienökonomischen Ansatz (vgl. Becker 1981). Danach resultieren infolge zunehmender Bildung und der damit verbundenen Berufs- bzw. Einkommenserwerbchancen gestiegene Opportunitätskosten, die vornehmlich die Frau im Kontext der Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf betreffen.

Im Rahmen der Untersuchung von Werthaltungen wird vielfach der Wert, der individuell mit Kindern und Elternschaft in Verbindung gebracht wird, zur Erklärung des Kinderwunsches und des generativen Verhaltens herangezogen (vgl. Nauck 2001). Es ist insbesondere der Value-of-children-Ansatz, der den Wert von Kindern thematisiert und eine dahinterliegende individuelle Kosten-Nutzen-Abwägung vermutet (vgl. Hoffman/Hoffman 1973). Viele empirische Studien beschäftigen sich mit der Erfassung und Bedeutsamkeit der elterlichen Nutzenerwartung und gelangen zu dem Ergebnis, dass dem psychischen Nutzenaspekt die größte Relevanz für das generative Verhalten zukommt (vgl. Dorbritz et al. 2005). Im Folgenden wird dieser Forschungsstrang aufgegriffen und untersucht, inwieweit der im Rahmen dieses Konzepts psychisch-emotionale Wert von Kindern über die Individualebene hinaus für den generativen Entscheidungsprozess von Bedeutung ist.

Neben der Positivkonnotation von Kindern sind es aber auch außerfamiliäre Wert- und Zielvorstellungen entlang verschiedener Lebensbereiche wie Freizeit, Freunde, Beruf, Karriere, Wohlstand und Konsum, die in einer engen Beziehung zum Kinderwunsch stehen und diesen negativ beeinflussen (vgl. Oppitz 1990). Als Erklärung wird insbesondere die Opportunitätskostenthese in Form der Konkurrenz der Genüsse herangezogen, die hohe individuelle freizeit-, erwerbs- und konsumbezogene Einbußen im Zuge von Elternschaft impliziert. Zudem spiegelt sich in den erwerbsbezogenen Opportunitätskosten die Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf wider. Im Folgenden wird zum einen die Erklärungsleistung der freizeitbezogenen Opportunitätskostenannahme für die generative Entscheidung in Partnerschaften untersucht. Dabei wird vermutet, dass eine ausgeprägte Freizeitorientierung die individuelle Familiengründungsbereitschaft negativ bedingt. Zum anderen wird die erwerbsbezogene Kostenannahme in Form beruflicher Karriere- bzw. Aufstiegsambition in das Modell einbezogen. Es wird angenommen, dass diese erwerbsorientierte Werthaltung bzw. Zielvorstellung ebenfalls einen aufschiebenden Effekt auf die individuelle Disposition und das generative Verhalten ausübt (vgl. Cornelissen 2006). Dieser negative Effekt wird für die Frau auf erhöhte Opportunitätskosten, die aus der Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf resultiert, zurückgeführt. Währenddessen wird der negative Einfluss beim Mann mit dem Vorliegen einer (temporär) unsicheren beruflichen Position mit Blick auf eine traditionelle Arbeitsteilung in Verbindung gebracht (vgl. Oppenheimer 1988).

Zudem lässt sich feststellen, dass die generative Entscheidung sich nicht nur auf der individuellen Ebene generiert, sondern „in einem übergeordneten sozialen Kontext“ (Klein 2006: 11) eingebettet ist. In diesem sind etwa gesellschaftliche Leitbilder und soziale Normvorstellungen subsumiert, die nicht zuletzt durch ein ausgeprägtes familienorientiertes Umfeld und die normative Erwartungshaltung verschiedener – für den Einzelnen wichtiger – Bezugsgrößen zum Ausdruck kommen können. Auf Basis bisheriger Forschungsergebnisse zeigt sich, dass neben dem Kinderwunsch des Partners das persönlich-

freundschaftliche sowie nachbarschaftliche Umfeld den individuellen Kinderwunsch mitbestimmt (vgl. Goldstein et al. 2003).³ In diesem Modell wird nicht nur der Kinderwunsch des Partners, sondern zudem das generative Verhalten des persönlichen Umfeldes des Paares berücksichtigt. Es wird angenommen, dass die (zunehmende) Präsenz von Eltern im eigenen Umfeld eine Leitbildfunktion für das eigene generative Verhalten einnimmt und damit die Disposition verstärkt.⁴

Das generative Verhalten kann zudem nicht losgelöst von weiteren partnerschaftsbezogenen Rahmenbedingungen wie den Partnerwahlchancen sowie dem Institutionalisierungsgrad der Paarbeziehung, der Partnerschaftsstabilität und der Partnerschaftszufriedenheit betrachtet werden.⁵ Im Folgenden wird als Determinante entlang der Partnerschaftsbiographie die Partnerschaftsdauer vor Eintritt in die Ehe in das Modell einbezogen. Für die Partnerschaftsdauer als ein Maß für die Partnerschaftsstabilität wird zumeist ein kinderwunschfördernder Effekt nachgewiesen. In Bezug auf die Ehedauer zeigt sich hingegen ein negativer Effekt auf den Kinderwunsch (vgl. Willen/Montgomery 1996). Auch scheint die Partnerschaftsdauer das generative Verhalten negativ zu bedingen (vgl. Klein 2003). Eine Erklärung dieser konträr verlaufenden Effekte steht bislang aus. Es kann nur vermutet werden, dass die Partnerschaftsdauer einerseits hinreichende Partnerschaftsstabilität generiert, die für den Kinderwunsch (vor Eintritt in die Ehe) von Bedeutung ist. Andererseits geht eine zeitliche Verzögerung der Eheschließung, die in der Partnerschaftsdauer zum Ausdruck kommt, mit einem Aufschub von Elternschaft einher. So wird im Folgenden angenommen, dass mit zunehmender Partnerschaftsdauer vor Eintritt in die Ehe bzw. zeitlicher Verzögerung der Eheschließung sich der Wunsch nach baldiger Realisierung von Elternschaft sowie die Wahrscheinlichkeit einer Familiengründung verringern.

Ferner werden ausbildungs- und berufsbiographische Faktoren in das Entscheidungsmodell integriert. Es soll zum einen der Frage nachgegangen werden, welche Relevanz dem Bildungsniveau neben der Teilhabe am Ausbildungssystem für den generativen Entscheidungsprozess zukommt. Bislang bleiben die empirischen Ergebnisse umstritten, denn einige Studien weisen nach Kontrolle der Bildungsbeteiligung keinen signifikanten Bildungsniveaueffekt nach (vgl. Blossfeld et al. 1991), andere wiederum belegen einen eigenständigen Einfluss auf das generative Verhalten (vgl. Brüderl/Diekmann 1994). Im Folgenden wird in Bezug auf die Beteiligung im Ausbildungssystem angenommen, dass diese aufgrund von Vereinbarkeits-, Ressourcen- und Perspektivenproblemen einen Aufschub von Elternschaft generiert (vgl. Huinink 2000). Daneben wird für die Frau ein negativer und für den Mann ein positiver Effekt vom Bildungsniveau auf die Disposition

3 Nur vereinzelt ergeben Merkmale der Herkunftsfamilie wie die Geschwisterzahl signifikante Effekte (vgl. Riederer 2005).

4 Denkbar ist darüber hinaus, dass das generative Verhalten des sozialen Umfeldes die Herausbildung bzw. das Vorhandensein einer normativen Erwartungshaltung impliziert (vgl. Nerding et al. 1984).

5 Dabei erweisen sich Partnerwahl(chancen) und Beziehungsstabilität als wesentlich bedeutsamer für das generative Verhalten als das Alter (vgl. Klein 2003). Der Lebenszyklus findet in diesem Modell keine Berücksichtigung, da nicht nur das Alter der befragten Frauen – die zum ersten Befragungszeitpunkt nicht älter als 35 Jahre alt sein sollten – sondern auch das Alter der Ehepartner keine hinreichende Variation aufweist ($\bar{x}_{\text{Frau}} = 26.0$ und $s_{\text{Frau}} = 3.5$ sowie $\bar{x}_{\text{Mann}} = 28.7$ und $s_{\text{Mann}} = 4.5$), welches den bereits im Rahmen von Vorauswertungen zu beobachtende nicht signifikante Effekt erklärbar macht. Der Erklärungsbeitrag der übrigen Faktoren Partnerwahlchancen, Institutionalisierungsgrad der Paarbeziehung und Partnerschaftszufriedenheit kann ebenfalls aufgrund der Konzeption des Panels, die fehlende Streuung verursacht, nicht geprüft werden.

angenommen. Die geschlechtsspezifisch divergierende Effektstruktur wurde bereits in einer Vielzahl von Studien nachgewiesen und auf erhöhte Opportunitätskosten aufgrund potentiell erhöhte Einkommens- und Karrierechancen bei höher gebildeten Frauen und auf ein erhöhtes Einkommen bei höher gebildeten Männern zurückgeführt.

Zum anderen wird die Diskontinuität in der Erwerbsarbeit in Form temporärer vergangener bzw. gegenwärtiger Arbeitslosigkeitserfahrung(en) in die Analyse aufgenommen. Für die Frau wird ein positiver Effekt und für den Mann ein negativer Effekt angenommen. Dies begründet sich daraus, dass berufliche Negativerlebnisse für die Frau verminderte Opportunitätskosten implizieren und zudem durch eine Hinwendung zur Familie kompensiert werden (vgl. Heinemann et al. 1983). Für den Mann hingegen generieren berufliche Instabilitäten einen Aufschub von Elternschaft.

Darüber hinaus wird untersucht, ob die ausbildungs- und erwerbsbezogenen Zielvorstellungen und Rahmenbedingungen beider Partner nicht nur den individuellen Handlungskontext betreffen, sondern auch einen direkten Einfluss auf die Disposition des jeweils anderen Partners ausüben. Es wird vermutet, dass der individuell gewünschte Zeitpunkt einer Erstelternschaft durch die berufliche Aufstiegsambition, den Verbleib in den Bildungsinstitutionen sowie Arbeitslosigkeitserfahrungen des Partners aufgrund von beruflichen Unsicherheiten und Diskontinuitäten negativ beeinflusst wird. Wiederum wird angenommen, dass das Bildungsniveau des Partners aufgrund eines erhöhten Einkommenspotentials sich positiv auf die individuelle Disposition auswirkt.

3. Datenbasis und Modellvariablen

Die Modellierung von Entscheidungsprozessen erfordert Längsschnittdaten über die beteiligten Akteure. Im Folgenden werden zur Abbildung des generativen Entscheidungsprozesses die Daten des Bamberger Ehepaar-Panels aus den alten Bundesländern verwendet.⁶ Die vorliegende Untersuchung des Familiengründungsprozesses basiert auf den ersten beiden Erhebungszeitpunkten 1988 und 1990, weil bereits zwei Jahre nach Eheschließung eine Vielzahl der untersuchten Paare in die Erstelternschaft eingetreten sind.⁷ Das verallgemeinerte Entscheidungsmodell wird zur Betrachtung der erstmaligen Realisierung von Elternschaft spätestens zwei Jahre nach Eheschließung eingesetzt. Aufgrund der sehr spezifischen Stichprobenzusammensetzung ist die Erklärungsleistung des Modells entsprechend selektiv.⁸

6 Die Ausgangspopulation des Bamberger Ehepaar-Panels umfasst kinderlose zusammenlebende Paare aus den drei Bundesländern Bayern, Hessen und Niedersachsen, die seit 1988, drei bis acht Monate nach der Eheschließung, wiederholt (1990, 1992, 1994, 2002) zu ihren familiären Verhältnissen befragt wurden. Konzeption und Durchführung der Studie sind ausführlich beschrieben in Schneewind et al. (1992). Die Datensätze wurden vom Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) zur Verfügung gestellt.

7 Von den 884 in die Analyse einbezogenen Partnerschaften haben bereits zum zweiten Befragungszeitpunkt 453 (51%) Paare den Wechsel in die Erstelternschaft in Form von Schwangerschaft bzw. Geburt eines ersten Kindes vollzogen.

8 Die Datenbasis setzt sich nur aus ehelichen Partnerschaften zusammen. Hieraus resultiert etwa die Problematik, dass die Paare vielfach im Kinderwunsch konvergieren sowie mehrheitlich Elternschaft und traditionelle Arbeitsteilung realisieren.

Die Daten des ersten Erhebungszeitpunktes 1988 enthalten Informationen zum Kinderwunsch und persönlichen Kontext beider Partner. Aus der zweiten Welle 1990 resultiert die Angabe, ob das Paar den Übergang in die Erstelternschaft vollzogen hat. Das Modell enthält wie folgt die drei latenten Antwortvariablen Disposition der Frau (η_1), Disposition des Mannes (η_2) und Entscheidung des Paares zur Erstelternschaft (η_3), die jeweils über einen Indikator (y_i) operationalisiert werden.⁹

η_1 : Disposition der Frau

y_1 : Kinderwunsch der Frau mit den Ausprägungen (0) nein und (1) ja zum Zeitpunkt 1988.

η_2 : Disposition des Mannes

y_2 : Kinderwunsch des Mannes mit den Ausprägungen (0) nein und (1) ja zum Zeitpunkt 1988.

η_3 : Entscheidung des Paares zur Erstelternschaft

y_3 : Schwanger oder Kind vorhanden mit den Ausprägungen (0) nein und (1) ja zum Zeitpunkt 1990.

Das hier betrachtete Modell zur Familiengründung beinhaltet zudem folgende exogene Modellvariablen (x_i), die den persönlichen Kontext von Frau und Mann zum ersten Befragungszeitpunkt 1988 abbilden.¹⁰

x_1 und x_2 : Psychisch-emotionaler Wert von Kindern für die Frau und den Mann mit den Ausprägungen (1) stimme gar nicht zu bis (5) stimme voll und ganz zu.

x_3 und x_4 : Stellenwert des Bereichs Freizeit und Freunde für die Frau und den Mann mit den Ausprägungen (0) unwichtig und (1) wichtig.

x_5 und x_6 : Kurzfristige berufliche Aufstiegsambition der Frau und des Mannes mit den Ausprägungen (0) nein und (1) ja.

x_7 : Generative Verhalten des persönlichen Umfeldes des Paares mit den Ausprägungen (0) wenige Kleinkinder vorhanden und (1) viele Kleinkinder vorhanden.

x_8 : Partnerschaftsdauer vor Eintritt in die Ehe gemessen in Jahren.

x_9 und x_{10} : In Ausbildung bezogen auf die Frau und den Mann mit den Ausprägungen (0) nein und (1) ja.

x_{11} und x_{12} : Bildungsniveau der Frau und des Mannes gemessen in Ausbildungsjahren.

x_{13} und x_{14} : Arbeitslosigkeitserfahrung der Frau und des Mannes mit den Ausprägungen (0) nein und (1) ja.

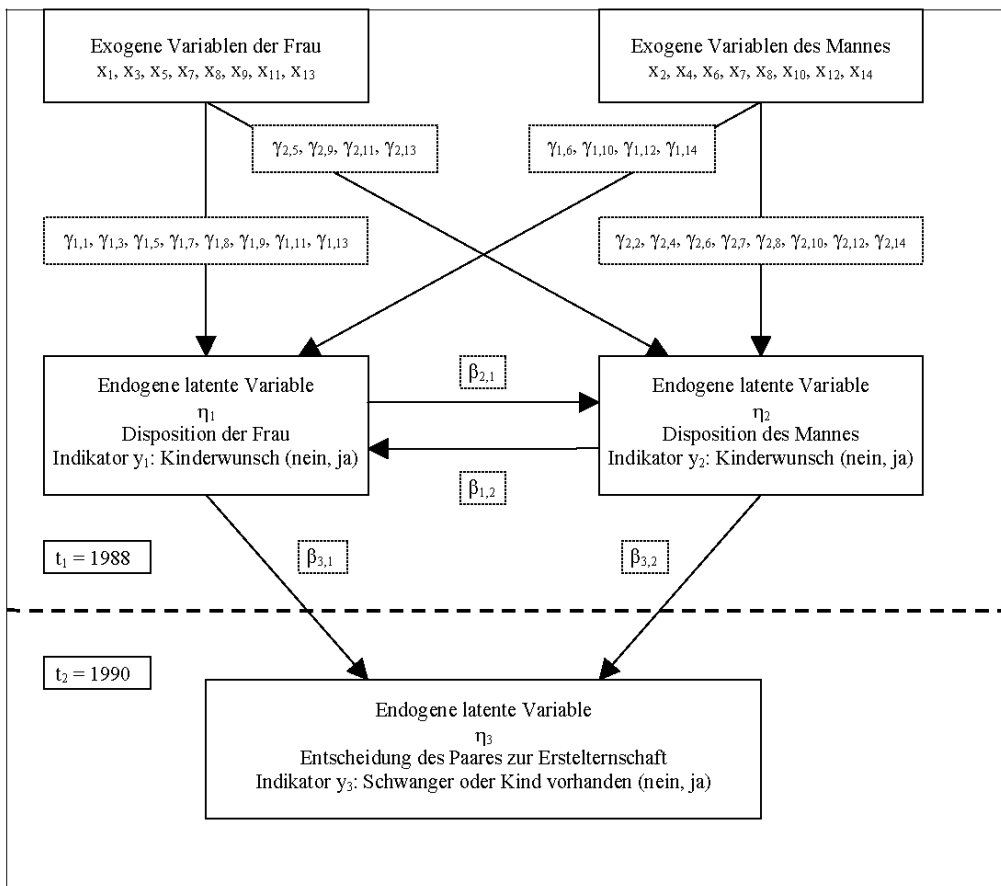
9 Die Disposition der Frau und des Mannes wird über die Frage Falls Sie sich in den nächsten zwei Jahren Kinder wünschen, wie wichtig ist die Erfüllung dieses Wunsches für Sie? mit den Antwortmöglichkeiten 1 für unwichtig bis 4 für sehr wichtig indiziert. Dieses Item zum Kinderwunsch wird binär kodiert, da für die vorliegende Fragestellung lediglich von Interesse ist, ob beide Partner möglichst zwei Jahre nach Eheschließung in die Erstelternschaft eintreten möchten. Personen, denen die Erfüllung ihres Kinderwunsches innerhalb der nächsten zwei Jahre wichtig oder sehr wichtig erscheint, erhalten den Wert 1, andernfalls wird der Wert 0 vergeben. Die Entscheidung des Paares zur Erstelternschaft wird über eine Schwangerschaft zum zweiten Befragungszeitpunkt 1990 oder die Geburt eines Kindes zwischen dem ersten und zweiten Befragungszeitpunkt inspiert.

10 Details zur Konstruktion der exogenen Modellvariablen finden sich bei Pavetic (2009).

4. Spezifikation des inhaltlichen Modells

Die komplexe Zusammenhgangsstruktur zwischen der Disposition der Frau (η_1), der Disposition des Mannes (η_2) und der gemeinsam getroffenen generativen Entscheidung (η_3) sowie die Einflussnahme des persönlichen Kontextes beider Partner (x_i) auf die Entscheidung zur Familiengründung sind in das allgemeine Mittelwert- und Kovarianzstrukturmodell $\eta = \mu + B\eta + \Gamma x + \varepsilon$ eingebettet.¹¹ Die interessierenden Effektparameter sind in den Matrizen B und Γ zusammengefasst. Abbildung 2 stellt die Zusammenhgangsstruktur graphisch dar.

Abbildung 2: Effektparameter des Entscheidungsprozesses zur Familiengründung



Die theoretisch angenommenen Einflüsse der exogenen und endogenen Variablen werden durch Pfeile repräsentiert. Die exogenen Variablen der Frau beeinflussen die endogene Variable η_1 (Disposition der Frau) und die exogenen Variablen des Mannes die endogene

11 Die reduzierte Form des linearen simultanen Probit-Modells lautet $\eta = \delta + \Pi x + \varepsilon^*$.

Variable η_2 (Disposition des Mannes). Bei den partnerschaftsbezogenen Merkmalen (x_7 und x_8) handelt es sich um Variablen, die bei beiden Partnern identische Werte aufweisen, jedoch einen unterschiedlichen Effekt auf die Disposition ausüben können. Zudem wird angenommen, dass die ausbildungs- und erwerbsbezogenen Merkmale der Frau (x_5, x_9, x_{11}, x_{13}) und des Mannes ($x_6, x_{10}, x_{12}, x_{14}$) einen direkten Einfluss auf die Disposition des jeweiligen Partners ausüben. Die Effekte der exogenen Variablen auf die Dispositionen werden durch die Parameter $\gamma_{1,1}$ bis $\gamma_{2,14}$ repräsentiert. Die Koeffizienten $\beta_{2,1}$ und $\beta_{1,2}$ repräsentieren den wechselseitigen Einfluss der Disposition der Frau (η_1) und der Disposition des Mannes (η_2). Die Parameter $\beta_{3,1}$ und $\beta_{3,2}$ stehen für den Einfluss der Disposition der Frau und des Mannes auf die Entscheidung des Paares (η_3).

4.1 Lösung des Identifikationsproblems

Das lineare simultane Probit-Modell weist erhebliche Identifikationsprobleme auf, da die Indikatoren (y_i) der endogenen latenten Variablen (η_i) nicht (zensiert) metrisch sind.¹² Dieses bedingt, dass die geschlechtsspezifischen Effektkoeffizienten in Γ und B nicht direkt miteinander verglichen werden können.

Zur Lösung des Identifikationsproblems wird eine Diagonalmatrix Λ in das Modell eingeführt, wobei die Matrixelemente λ_i der unbekanntenen Standardabweichung des Fehlerterms der reduzierten Form $\sigma_{i,1}$ ($i = 1, 2, 3$) entsprechen. Das Verhältnis $\sigma_{2,2}/\sigma_{1,1}$ kann dabei über die Schätzung des Proportionalitätsfaktors $\lambda = \lambda_2/\lambda_1$ identifiziert werden. Dieses wird ermöglicht, indem im Rahmen nicht-linearer Parameterrestriktionen die Relation der nicht-identifizierten und identifizierten Strukturparameter ermittelt wird. So sind auf Basis der identifizierten Strukturparameter in Γ^* sowie B^* und der Matrix Λ einzelne zunächst nicht-identifizierte Strukturparameter in Γ und B über $\Gamma^* = \Lambda\Gamma$ sowie $B^* = \Lambda B\Lambda^{-1}$ bestimmbar. Die Parameterschätzung erfolgt mit Hilfe eines mehrstufigen Verfahrens bestehend aus der Maximum-Likelihood- und Minimum-Distanz-Methode.¹³

Zur Untersuchung des Familiengründungsprozesses werden insgesamt sechs unterschiedliche Hypothesentypen bzw. nicht-lineare Parameterrestriktionen in das Modell eingeführt. Zunächst wird folgende Hypothese (a) bzw. Gleichheitsrestriktion einer statistischen Prüfung unterzogen, um den Proportionalitätsfaktor λ ermitteln zu können: *Die Effekte der exogenen Variablen der Frau auf ihre/seine Disposition entsprechen den analogen Effekten der exogenen Variablen des Mannes auf seine/ihre Disposition* ($\gamma_{1,1} = \gamma_{2,2}, \dots, \gamma_{2,13} = \gamma_{1,14}$). Da die Parameter in Γ nicht identifiziert sind, kann die Hypothese nur mit Hilfe folgender Proportionalitätsrestriktion in Γ^* geprüft werden: $\gamma_{1,1}^* = \lambda\gamma_{2,2}^*, \dots, \gamma_{2,13}^* = \lambda^{-1}\gamma_{1,14}^*$.¹⁴

12 Die Parametermatrizen der reduzierten Form δ , Π und Σ sind daher nur bis auf einen Skalar identifiziert (vgl. Maddala 1983: 94).

13 Die erforderlichen Programmierungen werden in GAUSS 3.2.37 realisiert und die Spezifikation des Modells sowie die notwendigen Berechnungen erfolgen mit MECOSA 3 (vgl. Arminger et al. 1996).

14 Der Proportionalitätsfaktor λ ist bereits identifiziert, wenn lediglich ein Parameterpaar der ersten beiden Zeilen in Γ restringiert wird. Zur Lösung des Identifikationsproblems muss also zumindest die Annahme zutreffen, dass ein exogenes Variablenpaar sich in dem Effekt auf die Verhaltensintention nicht signifikant unterscheidet. Allerdings sollten alle Parameterpaare des Modells restrin-

Hierauf aufbauend wird simultan zur in Hypothese (a) formulierten Restriktion untersucht, ob die Effektparameter in B signifikant von Null oder von der Gleichheitsannahme abweichen. Da die Parameter in B nicht identifiziert sind, werden nicht-lineare Parameterrestriktionen in B^* formuliert. Wenn die Hypothesentests darauf hinweisen, dass die Null- bzw. Gleichsetzung analoger Parameter von Frau und Mann in B bzw. B^* zu keiner signifikanten Verschlechterung des Modellfits führen, dann ist der Effektparameter beider Partner bedeutsam und unter Rückgriff auf Λ ermittelbar.

Mittels Hypothese (b) wird folgende Ausschlussrestriktion der simultanen Effekte der Dispositionen beider Partner aufeinander geprüft: *Die Disposition des Mannes beeinflusst nicht die Disposition der Frau und/oder die Disposition der Frau beeinflusst nicht die Disposition des Mannes* ($\beta_{1,2} = 0$ und/oder $\beta_{2,1} = 0$ bzw. $\beta_{1,2}^* = 0$ und/oder $\beta_{2,1}^* = 0$). Die unter Hypothese (b) einbezogenen Parameter in B werden sodann in Hypothese (c) auf Gleichheit getestet: *Der Einfluss der Disposition des Mannes auf die Disposition der Frau entspricht dem Einfluss der Disposition der Frau auf die Disposition des Mannes und ist ungleich Null* ($\beta_{1,2} = \beta_{2,1} \neq 0$ bzw. $\beta_{1,2}^* = \lambda^2 \beta_{2,1}^*$).

In Hypothese (d) und (e) sind folgende Ausschlussrestriktionen der simultanen Effekte der Dispositionen beider Partner auf die Entscheidung formuliert: (d) *Die Disposition der Frau beeinflusst nicht die Entscheidung des Paares* ($\beta_{3,1} = 0$ bzw. $\beta_{3,1}^* = 0$) und (e) *Die Disposition des Mannes beeinflusst nicht die Entscheidung des Paares* ($\beta_{3,2} = 0$ bzw. $\beta_{3,2}^* = 0$). Zudem werden die beiden Parameter in der nachstehenden Hypothese (f) auf Gleichheit getestet: *Der Einfluss der Disposition des Mannes auf die Entscheidung des Paares entspricht dem Einfluss der Disposition der Frau auf die Entscheidung des Paares und ist ungleich Null* ($\beta_{3,2} = \beta_{3,1} \neq 0$ bzw. $\beta_{3,2}^* = \lambda \beta_{3,1}^*$).

4.2 Überprüfung der Modellanpassung und Interpretation der Ergebnisse

Es werden zur Prüfung von Hypothese (a) bis (f) insgesamt 13 Modelltests durchgeführt. Im Rahmen des ersten Modelltests wird das lineare simultane Probit-Modell geprüft. Die weiteren Modelltests dienen zur separaten sowie simultanen Prüfung der Einzelhypothesen bzw. nicht-linearen Parameterrestriktionen. Die Beurteilung der Modellanpassungsgüte erfolgt über die auf der Minimum-Distanz-Schätzung basierende Chi-Quadrat-Teststatistik sowie den Chi-Quadrat-Differenzentest unter Berücksichtigung der Anzahl von Freiheitsgraden und die R^2 -Statistik. Zusammenfassend zeigt sich, dass der Modelltest, der zur Prüfung von Hypothese (f) dient, die besten Gütekriterien liefert.¹⁵

Aus diesem Ergebnis kann inhaltlich geschlossen werden, dass erstens die exogenen Variablen der Frau und des Mannes einen eigenständigen Erklärungsbeitrag für die

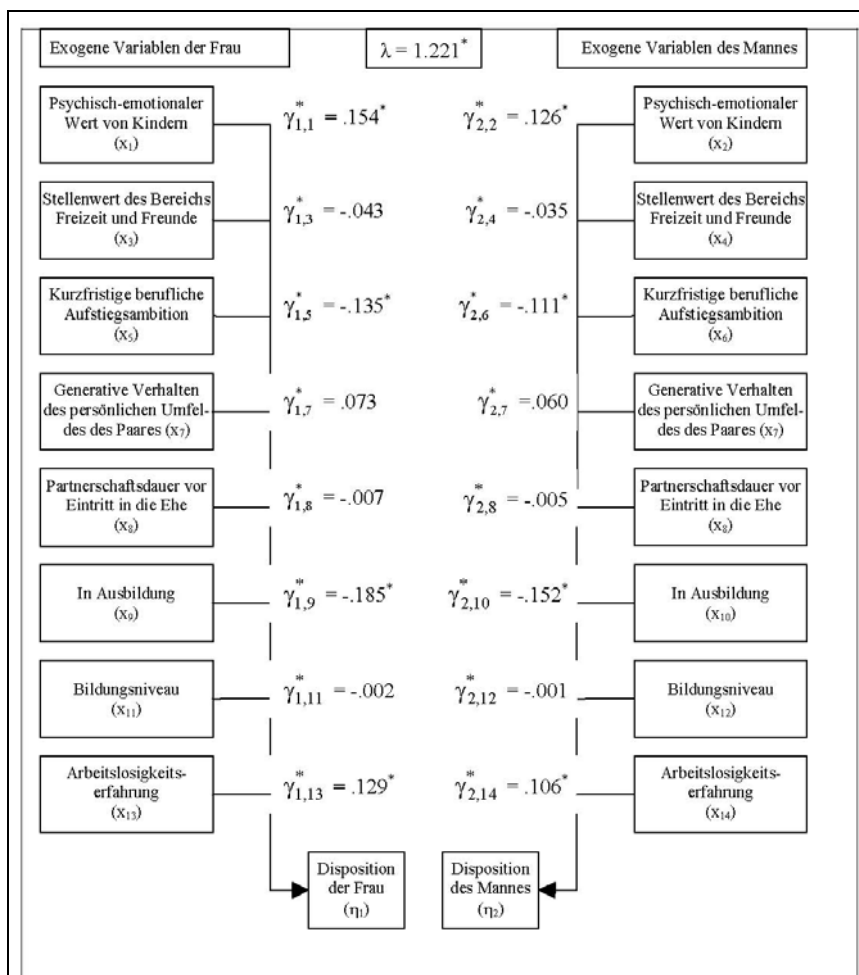
giert werden, da ansonsten uneindeutig bleibt, ob diese sich im paarweisen Vergleich (nicht) signifikant voneinander unterscheiden. Diese Restringierung setzt wiederum voraus, dass eine tri- bzw. multivariate Verteilung, bestehend in der Regel aus den Verhaltensintentionen der Beteiligten und den zur Wahl stehenden Handlungsalternativen, modelliert wird. D.h. es muss die Annahme zutreffen, dass die Entscheidung sich kollektiv generiert.

15 Es resultiert ein Chi-Quadrat-Wert von 36.122 bei 26 Freiheitsgraden. Auch die Betrachtung der Chi-Quadrat-Differenz zeigt, dass das Modell auf dem Signifikanzniveau von .05 nicht abzulehnen ist. Zudem ergibt sich ein hoher erklärter Varianzanteil für die Disposition der Frau ($R^2 = .146$), für die Disposition des Mannes ($R^2 = .209$) und für die Entscheidung des Paares zur Erstelternschaft ($R^2 = .155$).

Entscheidung des Paares zur Familiengründung leisten. Zweitens zeigt sich im Rahmen des Interaktions- bzw. Annäherungsprozesses ein ungleichwertiger Einfluss der Dispositionen beider Partner aufeinander. Drittens unterscheiden sich die Effekte der Dispositionen beider Partner auf die Entscheidung nicht signifikant voneinander.

In Abbildung 3 sind die geschätzten Strukturparameter in Γ^* des nicht-linearen Probit-Modells aufgeführt. Die analogen Parameter in Γ^* weichen um den Proportionalitätsfaktor $\lambda = 1.221$ voneinander ab, wobei die Effektkoeffizienten in Γ sich nicht signifikant unterscheiden.

Abbildung 3: Der Einfluss der exogenen Variablen auf die Disposition von Frau und Mann



Mit * gekennzeichnete Werte sind auf dem $\alpha = .05$ Testniveau signifikant von Null verschieden.

Die Parameter in Γ^* , die den direkten Einfluss der exogenen Variablen auf die jeweilige Disposition wiedergeben, zeigen für beide Partner ein einheitliches Bild. Der psychisch-

emotionale Wert von Kindern (x_1 und x_2) weist einen signifikant positiven Einfluss auf die Dispositionen beider Partner auf. D.h. mit steigender Nutzenerwartung von Kindern erhöht sich der Kinderwunsch. Die berufliche Aufstiegsambition (x_5 und x_6) reduziert hingegen eindeutig die Dispositionen beider Partner. Auch zeigt sich für beide Partner ein signifikant negativer Bildungsbeteiligungseffekt (x_9 und x_{10}). Dieses bedeutet, dass das Verweilen im Aus- und Weiterbildungssystem eindeutig den Kinderwunsch von Frau und Mann reduziert. Der Einfluss des Bildungsniveaus beider Partner (x_{11} und x_{12}) erweist sich dem gegenüber als statistisch nicht relevant. Das Bildungsniveau ist demnach unbedeutend für das generative Verhalten. Wiederum resultiert ein signifikant positiver Effekt vergangener bzw. gegenwärtiger Arbeitslosigkeitserfahrung beider Partner (x_{13} und x_{14}). Demzufolge fungiert ein erhöhter Kinderwunsch als kompensatorischer Faktor für berufliche Negativerlebnisse. Dieser positive Effekt gilt entgegen den theoretischen Annahmen auch für den Mann. Darüber hinaus zeigt sich, dass neben dem Bildungsniveaueffekt weitere Parameterschätzungen extrem niedrig und auf dem 5%-Niveau nicht signifikant sind. Dieses betrifft den Einfluss des generativen Verhaltens des persönlichen Umfeldes des Paares (x_7), der Partnerschaftsdauer vor Eintritt in die Ehe (x_8) und der subjektiven Bewertung des Lebensbereichs Freizeit und Freunde (x_3 und x_4) auf die Disposition von Frau und Mann.

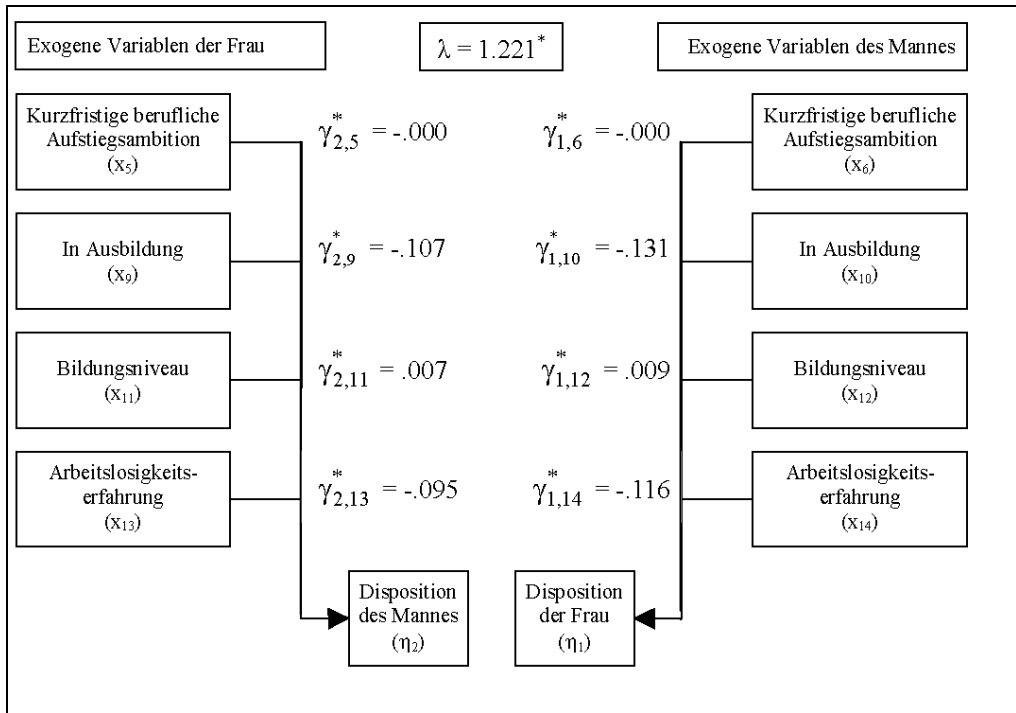
Insgesamt verdeutlichen die Ergebnisse, dass das Verweilen im Aus- und Weiterbildungssystem die größte Relevanz für den Aufschub der Familiengründung besitzt. Der psychisch-emotionale Wert von Kindern weist ebenfalls einen starken Effekt auf den Kinderwunsch auf. Kurzfristige berufliche Aufstiegsambition und vergangene bzw. derzeitige unfreiwillige Nichterwerbstätigkeit erweisen sich als nicht ganz so bedeutsam für den Aufschub der Erstelternschaft wie der Institutioneneffekt sowie der erwartete Nutzen von Kindern.

Des Weiteren sind in Abbildung 4 die geschätzten Effektparameter der ausbildungs- und erwerbsbezogenen Variablen von Frau und Mann auf die Disposition des Partners ausgewiesen.

Aus Abbildung 4 wird ersichtlich, dass die Parameter insgesamt sehr niedrig und nicht signifikant sind. Lediglich der negative Effekt unfreiwilliger Nichterwerbstätigkeit ist auf dem 10%-Niveau signifikant. Auch zeigt sich lediglich in der Tendenz ein negativer Institutioneneffekt, d.h. das Verweilen im Aus- und Weiterbildungssystem des Partners geht mit einem verminderten Kinderwunsch einher. Keine bedeutenden Effekte gehen von dem Bildungsniveau sowie der beruflichen Aufstiegsambition des Partners aus.¹⁶ Entsprechend erweist sich das Bildungsniveau als unbedeutend sowohl für die individuelle Disposition als auch für die Disposition des Partners. Zudem wird die individuelle Verhaltensintention nicht durch die berufliche Aufstiegsambition des Partners beeinflusst.

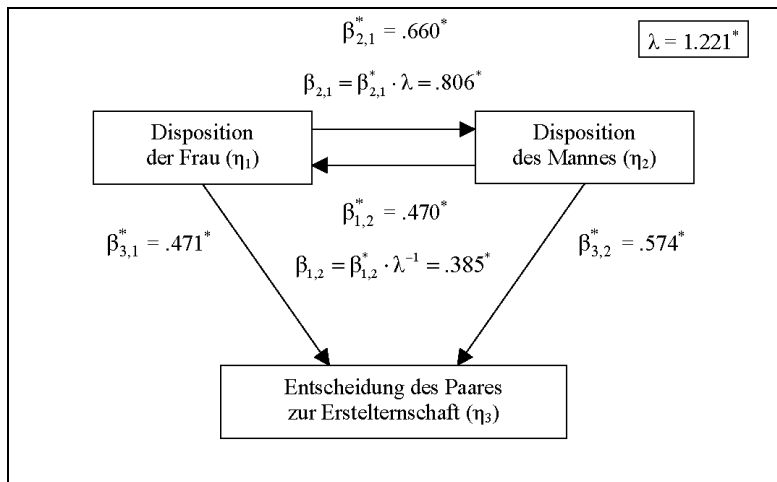
16 Der Ausschluss der beiden Variablen Bildungsniveau und berufliche Aufstiegsambition aus der Modellstruktur führt zu einer signifikanten Schätzung des Institutioneneffekts. Auch das Merkmal berufliche Negativerlebnisse erweist sich nun auf dem 5%-Niveau als signifikant. Auf eine gesonderte Darstellung wird verzichtet, da die Parameterschätzungen nur unwesentlich zum Ausgangsmodell differieren.

Abbildung 4: Die ermittelte Einflussstruktur der exogenen Variablen auf die Disposition des Partners



Mit * gekennzeichnete Werte sind auf dem $\alpha = .05$ Testniveau signifikant von Null verschieden.

Abbildung 5: Die ermittelte Einflussstruktur der Disposition von Frau und Mann



Mit * gekennzeichnete Werte sind auf dem $\alpha = .05$ Testniveau signifikant von Null verschieden.

In Abbildung 5 sind die geschätzten Parameter, die Aufschluss über die wechselseitige Beeinflussung der Dispositionen beider Partner sowie den Einfluss der Verhaltensintention von Frau und Mann auf die eigentliche Entscheidung geben, aufgeführt.

Die geschätzten Strukturparameter in B^* , die den direkten Einfluss der endogenen Variablen aufeinander wiedergeben, zeigen, dass sowohl die Disposition der Frau als auch die Disposition des Mannes sich positiv auf die Entscheidung des Paares auswirken (siehe $\beta_{3,1}^*$ und $\beta_{3,2}^*$). Daneben beeinflussen sich die Dispositionen beider Partner wechselseitig (siehe $\beta_{2,1}^*$ und $\beta_{1,2}^*$). Aus den identifizierten Strukturparametern $\beta_{2,1}$ und $\beta_{1,2}$ wird darüber hinaus deutlich, dass die Disposition der Frau einen stärkeren Einfluss auf die Disposition des Mannes hat als umgekehrt. Für die Frau ergibt sich ein Effektkoeffizient von $\beta_{2,1} = .806$, wogegen dieser für den Mann mit $\beta_{1,2} = .385$ deutlich niedriger ausfällt.

Es wird zudem sichtbar, dass die beiden Partner einen annähernd gleich starken Effekt auf die Entscheidung zur Erstelternschaft ausüben, da die Parameter $\beta_{3,1}$ und $\beta_{3,2}$ sich nicht signifikant voneinander unterscheiden. Für das Verhältnis der Parameter zueinander resultiert entsprechend über $\beta_{3,1}/\beta_{3,2} = \lambda\beta_{3,1}^*/\beta_{3,2}^*$ der Wert 1. Dieses Ergebnis zeigt, dass die Frau zwar eine dominantere Stellung im Interaktions- bzw. Annäherungsprozess einnimmt, die Entscheidung jedoch von beiden Partnern paritätisch getroffen wird.¹⁷

5. Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Artikel wurde der Familiengründungsprozess dyadisch modelliert und ein Modell zur Analyse der wechselseitigen Dynamik von Interaktionen auf der Paarebene vorgestellt. Als Basis zur Modellierung des Entscheidungsprozesses wurde ein nicht-lineares simultanes Probit-Modell verwendet und auf den innerpartnerschaftlichen Entscheidungsprozess zur Geburt eines ersten Kindes adaptiert. Es wurde eine Möglichkeit aufgezeigt, wie die Identifikationsprobleme gelöst werden können. Als Datengrundlage dienten die ersten beiden Erhebungszeitpunkte 1988 und 1990 des Bamberger Ehepaar-Panels.

Die Gesamtergebnisse zum Familiengründungsprozess verdeutlichen, dass die (außer-)familialen Wert- und Zielvorstellungen sowie ausbildungs- und erwerbsbiographischen Rahmenbedingungen beider Partner einen eigenständigen Erklärungsbeitrag für das generative Verhalten in Partnerschaften leisten und daher nicht vernachlässigbar sind. Darüber hinaus nehmen die erwerbsorientierten Zielvorstellungen sowie die Ausbildungs- und Erwerbssituation nicht nur Einfluss auf die eigene Verhaltensintention, sondern betreffen auch direkt den Handlungskontext des Partners.¹⁸ So tragen der psychisch-emotionale Wert von Kindern, die berufliche Aufstiegsambition, der Verbleib in den Bildungsinstitutionen und Diskontinuitäten in der Erwerbsarbeit in Form von vergangener bzw. gegenwärtiger Arbeitslosigkeit zur Erklärung der generativen Entscheidung des Paares bei, wo-

17 Eine ausführliche Darstellung findet sich bei Pavetic (2009).

18 Die Spezifikation eines Modells, in dem keine direkten geschlechtsspezifischen Effekte der bildungs- und erwerbsbezogenen Faktoren auf die Disposition des jeweils anderen Partners angenommen werden, führt zu einer deutlich schlechteren Modellanpassung. Daneben zeigt sich, dass der psychisch-emotionale Wert von Kindern und der Stellenwert des Bereichs Freizeit und Freunde von Frau und Mann keinen signifikanten Erklärungsbeitrag für die Disposition des Partners leisten.

bei die Effekte über die individuelle Disposition vermittelt werden. Es bestätigt sich, dass das Ausmaß der psychisch-emotionalen Nutzenerwartung von Kindern den Zeitpunkt einer Erstelternschaft positiv bedingt. Von der beruflichen Aufstiegsambition, die für die Frau erhöhte Einkommenschancen und damit gestiegene Opportunitätskosten erwarten lässt und beim Mann berufliche Unsicherheiten impliziert, geht eindeutig ein negativer Einfluss aus. Auch lässt sich nachweisen, dass die Beteiligung im Ausbildungssystem, die ebenfalls Opportunitätskosten sowie erwerbsbezogene Unsicherheiten generiert, einen Aufschub von Elternschaft begünstigt. Ferner zeigt sich, dass die Bildungsbeteiligung nicht nur auf der Individualebene von Bedeutung ist, sondern auch direkt die Verhaltensintention des jeweils anderen Partners negativ beeinflusst. Indessen erweisen sich für beide Partner Diskontinuitäten in der Erwerbsarbeit in Form von Arbeitslosigkeit als förderlich für die Realisierung von Elternschaft. Hieraus kann für die Frau ein Opportunitätskosten- bzw. Kompensationseffekt, d.h. eine Hinwendung zu familialen Zielvorstellungen, abgeleitet werden. Auch beim Mann könnte ein Kompensationsmechanismus den nicht erwarteten positiven Effekt beruflicher Instabilitäten bzw. Negativerlebnisse erklären. Ferner ist zu beobachten, dass Diskontinuitäten in der Erwerbsbiographie des jeweils anderen Partners einen Aufschub von Elternschaft fördern. Es kann angenommen werden, dass die auf Haushaltsebene resultierenden ökonomischen Restriktionen diesen negativen Effekt zentral bedingen. Aus dem divergierenden Einfluss lässt sich ableiten, dass Elternschaft im Zuge beruflicher Instabilitäten bzw. ökonomischer Unsicherheiten gleichermaßen für beide Partner als persönlich-emotional sicherheitsstiftend empfunden wird. Ökonomische Überlegungen scheinen wiederum nur für den Handlungskontext des Partners von Bedeutung zu sein. Des Weiteren zeigt sich, dass das Bildungsniveau keinen Einfluss auf die individuelle Disposition als auch für die Disposition des Partners aufweist. Zudem bleibt die individuelle Verhaltensintention unbeeinflusst von der beruflichen Aufstiegsambition des Partners.

Die Wichtigkeit einer dyadischen Betrachtungsweise für die Untersuchung des Geburtenverhaltens zeigt sich nicht nur auf Ebene der Individualmerkmale beider Partner. Zudem bestätigen sich das Vorliegen eines Interaktions- bzw. Annäherungsprozesses zwischen beiden Partnern sowie die Relevanz der Dispositionen beider Partner für die Entscheidung. Es zeigt sich auf der intentionalen Ebene, dass die Frau einen wesentlich stärkeren Einfluss auf den Mann ausübt als umgekehrt und die Effekte beider Partner auf die Entscheidung sich nicht signifikant voneinander unterscheiden. Insgesamt deuten die Ergebnisse darauf hin, dass die Entscheidung zum Zeitpunkt einer Erstelternschaft in ehelichen Partnerschaften im nicht unerheblichen Maße auf Kosten-Nutzen-Überlegungen, die im Kontext des beobachteten Wertewandels und der Bildungsexpansion stehen, basiert.

Die hier gewonnenen Erkenntnisse zur Struktur generativer Entscheidungsprozesse in Partnerschaften sind jedoch nur sehr eingeschränkt verallgemeinerbar, da lediglich erst kürzlich verheiratete Ehepaare aus den drei Bundesländern Bayern, Hessen und Niedersachsen die Ausgangspopulation bilden. Zum einen bleibt uneindeutig, inwieweit die Ergebnisse überhaupt Aussagen zur Entscheidungsstruktur ehelicher Partnerschaften zulassen und nicht nur die Spezifität der Panelstichprobe des Bamberger Ehepaar-Panels wiedergeben. Im Datensatz sind vor allem junge sowie kinderwunschkonvergierende Paare, die Elternschaft und traditionelle Arbeitsteilung im Rahmen der Vereinbarkeitspro-

blematik von Familie und Beruf realisieren, vertreten. Zu prüfen wäre etwa an einer weniger selektiven Datenbasis, inwiefern das generative Verhalten sich nicht doch hinsichtlich verschiedener Bildungskonstellationen des Paares unterscheidet. Denkbar ist, dass der hier nachgewiesene fehlende Bildungsniveaueffekt auf die Überrepräsentanz hypergamer Bildungskonstellationen zurück zu führen ist.

Zum anderen musste der Untersuchung des Entscheidungsprozesses zur Familiengründung ein sehr kleines Betrachtungszeitfenster (1988 und 1990) zugrunde gelegt werden, da die Hälfte der betrachteten Paare bereits spätestens zwei Jahre nach Eheschließung den Übergang in die Erstelternschaft vollzogen hat. Entsprechend kontrastiert die Untersuchung lediglich die zügige versus nicht zügige Realisierung von Elternschaft in ehelichen Partnerschaften. Problematisch im Rahmen dieser Konzeption bleibt, dass nicht ausgeschlossen werden kann, dass sich die Entscheidung zur Eheschließung mit der Entscheidung zur Erstelternschaft überlappt und damit die Angabe zum Kinderwunsch nur retrospektiv die generative Verhaltensintention abbildet.¹⁹ Dieses würde erklärbar machen, weshalb eine Vielzahl der zügig realisierten Elternschaften des Datensatzes mit innerpartnerschaftlich positiv konvergierenden Kinderwünschen einhergeht. Das sehr enge Zeitfenster der Untersuchung bedingt nicht nur, dass keine konsequent längsschnittliche Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Intention und Verhalten realisiert werden konnte, sondern auch, dass das Entscheidungsmodell zur Familiengründung auf Ebene des Zusammenhangs zwischen den exogenen Modellvariablen und dem Kinderwunsch strikt querschnittlich angelegt ist. Nicht zuletzt deswegen sind die Ergebnisse zum generativen Entscheidungsprozess vorbehaltlich zu bewerten. Auch ist problematisch, dass das Entscheidungsmodell nur auf stabile Partnerschaften bezogen werden konnte, da Trennungs- bzw. Scheidungsfälle nicht systematisch erfasst wurden. So musste unberücksichtigt bleiben, dass innerpartnerschaftliche Divergenzen im Kinderwunsch zu einer Auflösung der Partnerschaft führen (können). Die Aufgabe hieran anknüpfender Studien besteht auch darin, die Gültigkeit der erlangten Ergebnisse an aktuelleren und weniger restriktiven Datensätzen – wie etwa dem der *pairfam*-Studie – zu prüfen sowie weitere partnerschaftliche Entscheidungsverläufe wie etwa längerfristiger Aufschub von Kindern und dauerhafter Verzicht auf Kinder auch im Kontext nichtehelicher Lebensgemeinschaften zu untersuchen.

Mit dem hier vorgestellten Entscheidungsmodell soll ein Analyseinstrument zur Verfügung gestellt werden, das eine differenziertere Untersuchung des generativen Verhaltens in Partnerschaften ermöglicht. Das Modell ist aber nicht nur auf die Untersuchung von generativen Entscheidungen beschränkt, sondern kann auf ganz unterschiedliche Sachverhalte, die das Resultat einer partnerschaftlich bzw. kollektiv getroffenen Entscheidung darstellen, adaptiert werden. Zudem ist das Modell in weiterer Weise verallgemeinerbar, so dass Entscheidungsprozesse unterschiedlichster Modellkomplexitäten analysiert werden können.²⁰

19 Nachweisbar ist, dass 225 Frauen bereits zum ersten Befragungszeitpunkt 1988, also maximal acht Monate nach Eheschließung, schwanger waren. Davon befanden sich 69% mindestens im sechsten Monat der Schwangerschaft.

20 Zwei Modellerweiterungen mit der entsprechenden Lösung des Identifikationsproblems finden sich bei Pavetic (2009). Im Rahmen des Multi-Decision-Designs, das die Betrachtung mehrerer Entscheidungen zulässt, wurde die Entscheidung zur Familiengründung simultan zur Entscheidung zur Re-

Literatur

- Arminger, G., Wittenberg, J. & Schepers, A. (1996). *MECOSA 3: A program system for the analysis of general mean- and covariance structures with metric and non-metric dependent variables and mixtures of conditional multivariate normal distributed variables*. Friedrichsdorf im Taunus: Additive GmbH.
- Becker, G. S. (1981). *A treatise on the family*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Blossfeld, H.-P., Huinink, J. & Rohwer, G. (1991). Wirkt sich das steigende Bildungsniveau der Frauen tatsächlich negativ auf den Prozeß der Familienbildung aus? Eine Antwort auf die Kritik von Josef Brüderl und Thomas Klein. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17, 3, S. 337-351.
- Borchardt, A. & Stöbel-Richter, Y. (2004). *Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren. Eine qualitative Studie*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB-Materialienband 114).
- Brüderl, J. & Diekmann, A. (1994). Bildung, Geburtskohorte und Heiratsalter. Eine vergleichende Untersuchung des Heiratsverhaltens in Westdeutschland, Ostdeutschland und den Vereinigten Staaten. *Zeitschrift für Soziologie*, 23, 1, S. 56-73.
- Cornelißen, W. (2006). Kinderwunsch und Kinderlosigkeit im Modernisierungsprozess. In: P. A. Berger & H. Kahler (Hrsg.), *Der demographische Wandel*. Frankfurt am Main: Campus, S. 137-163.
- Dorbritz, J., Lengerer, A. & Ruckdeschel, K. (2005). *Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken. Ergebnisse der Population Policy Acceptance Study in Deutschland*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Sonderheft).
- Heinemann, K., Röhrig, P. & Stadie, R. (1983). *Arbeitslose Frauen – Zwischen Erwerbstätigkeit und Hausfrauenrolle. Eine empirische Untersuchung*. Weinheim: Beitz.
- Goldstein, J., Lutz, W. & Testa, M. R. (2003). The emergence of sub-replacement family size ideals in Europe. *Population Research and Policy Review*, 22, 5-6, S. 479-496.
- Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). The value of children to parents. In: J. T. Fawcett (Hrsg.), *Psychological perspective on population*. New York: Basic Books, S. 19-76.
- Huinink, J. (2000). Bildung und Familienentwicklung im Lebenslauf. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 3, 2, S. 209-227.
- Klein, T. (2003). Die Geburt von Kindern aus paarbezogener Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 6, S. 506-527.
- Klein, D. (2006). *Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB-Materialienband 119).
- Kurz, K. (2005). Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. Eine Längsschnittanalyse zur Wirkung von Arbeitsmarktunsicherheiten. In: A. Tölke & K. Hank (Hrsg.), *Männer. Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Sonderheft 4 der Zeitschrift der Familienforschung), S.178-197.
- Maddala, G. S. (1983). *Limited-dependent and qualitative variables in econometrics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. Value of Children als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, 3, S. 407-435.
- Nerdinger, F. W., von Rosenstiel, L., Stengel, M. & Spieß, E. (1984). Kinderwunsch und generatives Verhalten. Ausgewählte Ergebnisse einer Längsschnittstudie an jungen Ehepaaren. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 31, 3, S. 464-482.
- Oppenheimer, V.K. (1988). A theory of marriage timing. *American Journal of Sociology*, 94, 3, S. 563-591.

duktion der Erwerbsbeteiligung bzw. zum Verweilen in Nicht-Vollzeitbeschäftigung der Frau untersucht. Zudem wurde eine Modellerweiterung um die zeitliche Komponente (Multi-Wave-Design) vorgenommen, um eine deziere Untersuchung des Interaktionsprozesses im Zuge der Familienweiterung vorzunehmen.

- Oppitz, G. (1990). Kind und Konsum. In: R. Szallies (Hrsg.), *Wertewandel und Konsum*. Landsberg am Lech: Moderne Industrie, S. 135-153.
- Pavetic, M. (2009). *Familiengründung und -erweiterung in Partnerschaften. Statistische Modellierung von Entscheidungsprozessen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ruckdeschel, K. (2004). Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 29, 3/4, S. 363-386.
- Riederer, B. (2005). Tradition, Investitionsgut oder Herzenssache? Der Wunsch nach Kindern zwischen Ideal und Realität. In: W. Schulz, M. Haller & A. Grausgruber (Hrsg.), *Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986-2004*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 367-400.
- Rupp, M. (2005). Kinderlosigkeit in stabilen Ehen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, 1, S. 21-40.
- Schneewind, K. A., Vaskovics, L. A., Backmund, V., Buba, H., Schneider, N., Sierwald, W. & Vierzigmann, G. (1992). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Erster Bericht*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Sobel, M. E. & Arminger, G. (1992). Modeling household fertility decisions. A nonlinear simultaneous probit model. *Journal of the American Statistical Association*, 87, 417, S. 38-47.
- Thomson, E. & Hoem, J. (1998). Couple childbearing plans and births in Sweden. *Demography*, 35, 3, S. 315-322.
- Thomson, E., McDonald, E. & Bumpass, L. L. (1990). Fertility desires and fertility. Hers, his, and theirs. *Demography*, 27, 4, S. 579-588.
- von Rosenstiel, L., Nerdinger, F. W., Oppitz, G., Spieß, E. & Stengel, M. (1986). *Einführung in die Bevölkerungspsychologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Willen, H. & Montgomery, H. (1996). The impact of wish for children and having children on attainment and importance of life values. *Journal of Comparative Family Studies*, 27, 2, S. 499-518.

Eingereicht am/Submitted on: 29.03.2010

Angenommen an/Accepted on: 17.02.2011

Anschriften der Autorinnen/Adresses of the authors:

Dr. Monika Pavetic (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Prof. Dr. Petra Stein

Lehrstuhl für Empirische Sozialforschung

Institut für Soziologie

Fakultät für Gesellschaftswissenschaften

Universität Duisburg-Essen

Lotharstraße 65

47057 Duisburg

E-Mail: monika.pavetic@uni-due.de

petra_stein@uni-due.de

Andreas Klocke & Sven Stadtmüller

Bürgerschaftliches Engagement für und von Familien – Eine empirische Analyse mit dem Freiwilligensurvey 1999-2009¹

Volunteer services provided for and by families: An empirical analysis with data from the German “Freiwilligensurvey” 1999-2009

Zusammenfassung:

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Rolle von bürgerschaftlichem Engagement, das für Familien erbracht wird und das Familien selbst erbringen. Dabei werden unter bürgerschaftlichem Engagement für und von Familien Betreuungs-, Beratungs- und Pflegeleistungen für Kinder, Jugendliche oder Senioren betrachtet, die Familien auf direkte oder indirekte Weise entlasten. Die Daten des Freiwilligensurvey zeigen, dass 35 Prozent der bürgerschaftlich engagierten Menschen in Deutschland ihre Tätigkeit direkt oder indirekt an Familien ausrichten. Familienmitglieder gehören zugleich zu den Hauptakteuren bürgerschaftlicher Arbeit. Insbesondere in Haushaltskontexten mit Kindern sind mehr als 40 Prozent aller Engagierten für andere Familien aktiv. Vor dem Hintergrund aktueller Problemlagen von Familien und des demografischen Wandels kann in Zukunft mit einem deutlich steigenden Bedarf an bürgerschaftlicher Unterstützung gerechnet werden.

Schlagwörter: bürgerschaftliches Engagement, Problemlagen von Familien, Pflege und Betreuung, Freiwilligensurvey, demografischer Wandel

Abstract:

The article deals with the role of volunteer services provided for and by families. This includes care and consulting services for children, adolescents and seniors and is supposed to disburden families in a direct or indirect way. Data from the German “Freiwilligensurvey” (Volunteer Survey) suggest that a proportion of 35 percent of all volunteers aim their services at families. On the other side, families belong to the main actors of volunteering. In household with children, more than 40 percent of the volunteers are engaged for other families. Against the background of current problems in family life and demographic change, a raise in demand for volunteer services is likely for the future.

Key words: volunteer services, problems in family-life, care services, German Volunteer Survey, demographic change

1 Bedanken möchten wir uns bei Thomas Gensicke (TNS Infratest) für viele methodische Erläuterungen sowie bei den drei anonymen Gutachtern, für deren konstruktive Hinweise.

1. Einleitung

Bürgerschaftliches Engagement für und von Familien ist bisher nur selten Gegenstand einer eigenständigen Untersuchung gewesen (Klocke/Limmer/Lück 2001; Klocke/Stadtmüller 2009; Alscher/Dathe/Priller/Speth 2009), obwohl ein Großteil bürgerschaftlichen Engagements von Familienmitgliedern in Anspruch genommen bzw. von Familien erbracht wird. So kommt die Studie von Klocke, Limmer und Lück auf Basis des Freiwilligensurveys 1999 zu der Einschätzung, dass etwa 40 Prozent des gesamten bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland jungen Familien, das heißt Familien mit minderjährigen Kindern im Haushalt, zugute kommt (ähnlich Klocke/Stadtmüller 2009). Dabei handelt es sich vorzugsweise um Unterstützungen im Bereich Erziehung und Bildung. Insgesamt wird deutlich, dass nahezu alle Familien mit minderjährigen Kindern zumindest phasenweise Unterstützung durch bürgerschaftliches Engagement erfahren. Die Engagierten gehören meist selbst der Gruppe der Familien an (z.B. als Elternvertreter in Kindergärten oder Schulen) bzw. haben eine enge Beziehung zur Lebensform Familie (z.B. Eltern in der Phase des *empty nest*). Zusammenfassend zeigt sich, dass Familien in erheblichem Umfang von bürgerschaftlichem Engagement profitieren, zugleich aber auch zu den Hauptakteuren bürgerschaftlicher Arbeit gehören.

Die vorliegende Analyse zielt darauf ab, den Stellenwert des bürgerschaftlichen Engagements für und von Familien näher zu beleuchten und im Zeitverlauf von 1999 bis 2009 zu betrachten. Dabei wird die Familie gleichermaßen als Nehmer und Geber bürgerschaftlichen Engagements betrachtet. Als Datengrundlage dienen die drei Wellen des Freiwilligensurvey von 1999, 2004 und 2009, die somit auch erste Aussagen zu Trends bezüglich des bürgerschaftlichen Engagements für und von Familien erlauben. Der Beitrag gliedert sich in vier Teile: Der erste Teil widmet sich der begrifflichen Abgrenzung des bürgerschaftlichen Engagements. Im zweiten Teil werden die beiden Konzepte bürgerschaftliches Engagement und Familie zusammengeführt. Hierzu erfolgt zunächst eine Darlegung des Familienbegriffs und eine Auseinandersetzung mit der Frage, welche Rolle bürgerschaftliches Engagement für Familien – sowohl auf der Nehmer- als auch auf der Geberseite – spielt bzw. vor dem Hintergrund des Wandels der Familien, der Differenzierung der Lebens- und Familienformen und der demografischen Entwicklung zukünftig spielen könnte. Nach einer knappen Vorstellung des zugrunde liegenden Datenmaterials werden ausgewählte empirische Befunde präsentiert (Kapitel 4). Der Beitrag schließt mit einem Ausblick.

2. Bürgerschaftliches Engagement

Das bürgerschaftliche Engagement in Deutschland wird, je nach Studie, zwischen 10 und über 40 Prozent der Bevölkerung gemessen, wobei der Freiwilligensurvey 2009 eine Quote von 36 Prozent ausweist. Diese enormen Schwankungen mögen z.T. mit dem unterschiedlichen Studien- und Stichprobendesign erklärt werden können, sie spiegeln aber auch die Schwierigkeiten in der begrifflichen Abgrenzung des bürgerschaftlichen Engagements selbst wider. Die Eckpfeiler des bürgerschaftlichen Engagementbegriffs, nämlich

Freiwilligkeit, Öffentlichkeit und Organisationsbindung, schließen bei enger Auslegung einen Teil des bürgerschaftlichen Engagements aus (Priller 2004). So werden viele fluide Formen der Nachbarschaftshilfe nicht gezählt, obwohl sie für die betroffenen Familien bzw. Menschen verlässliche und womöglich auch langfristige Formen der Unterstützung darstellen. Bei sehr weiter Auslegung des bürgerschaftlichen Engagements werden hingegen Tätigkeitsformen erfasst, die nur formal den Charakter der Freiwilligkeit tragen, für den Einzelnen jedoch Erwerbscharakter haben. Mancher Trainer im Sportverein oder einige Lehrbeauftragte an Hochschulen „leben“ in erheblichem Umfang von den Aufwandsentschädigungen bzw. Anerkennungszahlungen (vgl. hierzu auch Corsten/Kaupfert 2007: 347f.). Der Freiwilligensurvey grenzt „freiwilliges Engagement“ zunächst von „Gemeinschaftsaktivität“ ab. Gemeinschaftsaktivitäten bezeichnen eine aktive Teilnahme (z.B. im Sportverein) ohne besonderes Engagement. Weiterhin werden „formelle“ wie „informelle“ Formen des bürgerschaftlichen Engagements unterschieden (Gensicke 2005a: 33f.). Hierbei bleiben die informellen Formen des bürgerschaftlichen Engagements auf Aktivitäten innerhalb von Organisationen, Gruppen oder Einrichtungen bezogen, in denen kein Amt (Vorstand, Kassenwart o.ä.) ausgeübt wird. Informelle Formen des bürgerschaftlichen Engagements außerhalb solcher Einrichtungen, z.B. Nachbarschaftshilfe, werden hier jedoch nicht betrachtet.² In den folgenden Analysen nehmen wir diese Definition des Freiwilligensurvey zur Grundlage und betrachten ausschließlich freiwillige formelle wie informelle Tätigkeiten innerhalb von Organisationen bzw. Gruppen.

3. Der Familienbegriff und die Bedeutung bürgerschaftlichen Engagements für und von Familien

Der aktuellen Ausgabe des Datenreports zufolge zählt das Statistische Bundesamt auf Basis des Mikrozensus für das Jahr 2006 knapp 9 Millionen Familien in Deutschland. Darunter werden ganz allgemein Mehrpersonenhaushalte mit minderjährigen Kindern verstanden (Statistisches Bundesamt 2008: 33). Werden auch erwachsene Kinder im Haushalt berücksichtigt, so erhöht sich die Zahl auf etwa 12 Millionen. Damit ist nur knapp ein Drittel aller Haushalte in Deutschland als Familie anzusehen (Schneider 2008). Jedoch muss berücksichtigt werden, dass in dieser Querschnittsbetrachtung viele Menschen nicht erfasst werden, die zuvor in Familien gelebt haben (heute: *empty nest*) oder zukünftig eine Familie gründen werden (junge Paare). Innerhalb der Lebensform Familie gibt es wiederum eine ganze Reihe recht unterschiedlicher Familienkonstellationen, die je eigene Unterstützungsbedarfe bzw. Potentiale bürgerschaftlichen Engagements erwarten lassen (z.B.

2 Der Freiwilligensurvey enthält folgende Fragen, die auf informelles Engagement *außerhalb* von Organisationen und Einrichtungen abzielen: „Wenn Sie mal Hilfe brauchen, z.B. bei Besorgungen, kleineren Arbeiten oder der Betreuung von Kindern oder Kranken: Gibt es da Personen außerhalb Ihres Haushaltes, an die Sie sich ohne Probleme wenden können?“ sowie „Gibt es umgekehrt Personen außerhalb Ihres Haushaltes, denen Sie selbst regelmäßig oder gelegentlich helfen, z.B. bei Besorgungen, kleineren Arbeiten oder der Betreuung von Kindern oder Kranken?“ 87 Prozent der Befragten antworten im Freiwilligensurvey 2009 auf die erste Frage mit „ja“, davon nennen knapp die Hälfte (48 Prozent) Nachbarn als potenzielle Unterstützer. Zudem antworten 64 Prozent der Befragten auf die zweite Frage mit „Ja“, hiervon nennen 44 Prozent die Nachbarn als Empfänger.

Einelternfamilien oder Patchworkfamilien) (Schneider 2008; Geiss/Picot 2009). Familie zeichnet sich allgemein durch eine Eltern-Kind Beziehung aus. Das heißt, wir betrachten Konstellationen von Eltern mit ihren eigenen oder sozialen (z.B. adoptierten) Kindern ebenso wie die Beziehungen der Eltern zu ihren eigenen Eltern (den Großeltern in der Dreigenerationenperspektive). Diese Erweiterung der Perspektive, von der Kernfamilie auf die Familienverbände, ist insbesondere bei der Betrachtung von Pflegeleistungen im Familienverband wichtig, da hier Leistungen für die ältere Generation indirekt der Kernfamilie zu Gute kommen können. Wir betrachten im Folgenden alle Formen bürgerlichen Engagements, die von einzelnen Mitgliedern der Familie erbracht werden, als bürgerschaftliches Engagement von Familien. Ebenso werden alle Formen bürgerschaftlichen Engagements, die direkt oder indirekt dem Familiensystem oder einzelnen Familienmitgliedern zu Gute kommen, als Leistungen für Familien gezählt (vgl. auch Klocke/Stadtmüller 2009; Heitkötter/Jurczyk 2009). Auch diese technische Operationalisierung unseres Analysezugangs lässt einige Punkte offen, die nur pragmatisch behandelt werden können. So lassen sich viele Beispiele finden, in denen nicht das Familienleben unmittelbar, wohl aber Menschen außerhalb der familialen Alltagsroutinen durch bürgerschaftliches Engagement Unterstützung erfahren (bspw. in Sportvereinen), was durchaus positive Effekte (Rückwirkungen) auf das Familiensystem selbst haben kann. Das hängt damit zusammen, dass die ureigensten Aufgaben und Leistungen der Familie, nämlich: Kohäsion und emotionale Stabilisierung der Familienmitglieder, Pflege und Erziehung der Kinder, Haushaltsführung, Gesundheit und Erholung sowie wechselseitige Hilfe (Kaufmann 1995), nicht ausschließlich innerhalb des Familiensystems selbst herstellbar sind, sondern zu einem Teil der familialen Umwelt entspringen.

Familien sind aber nicht nur Empfänger, sondern auch Lernort und Geber bürgerschaftlichen Engagements. Da ein Großteil bürgerschaftlichen Engagements von Menschen aus Familien erbracht wird (vgl. Kapitel 4 sowie Klocke/Limmer/Lück 2001), stellen Familien einen bevorzugten Lernort für das nachwachsende bürgerschaftliche Engagement dar. Dabei wird bürgerschaftliches Engagement definitionsgemäß außerhalb der eigenen Familie erbracht und muss auch nicht unmittelbar anderen Familien zufließen. Aber ein wichtiger Bereich der Einübung bürgerschaftlichen Engagements stellt zweifellos die freiwillige Arbeit Jugendlicher in Jugendverbänden, Sportvereinen und Hilfsnetzwerken (z.B. Nachhilfe) dar. Inwieweit die Anleitung für dieses bürgerschaftliche Engagement im Familienkreis gelegt wird, lässt sich nicht eruieren. Jedoch kann davon ausgegangen werden, dass viele Engagementformen von den Eltern übernommen werden (vgl. hierzu auch Klocke/Stadtmüller 2010). Dies mag in religiös geprägten Elternhäusern ein jugendliches Engagement in Kirche und Gemeinde hervorbringen ebenso wie Engagementformen bei den Pfadfindern, den Naturfreunden, der Gewerkschaft, einer politischen Partei oder im Sportverein familial vererbt werden. Corsten und Kauppert (2007) beziehen sich in ihrer Analyse der Motivgenese bürgerschaftlichen Engagements letztlich auf Bourdieus Habituskonzept, wenn sie ausführen "Ein Akteur schöpft sein Selbstverständnis aus dem was schon da ist: Sedimente eigener Erfahrungen, gesellschaftliche Erwartungen, sozialhistorisch bedingte Lagerungen." (S. 349). In der Bezugnahme auf Bourdieu ist für bürgerschaftliches Engagement ein hoher Grad an Habitustradierung von der Eltern- auf die Kindergeneration erwartbar. Insgesamt muss aber konstatiert werden, dass über die Weitergabe bürgerschaftlichen Engagements von der älteren an die jüngere Generati-

on im Familienverband bisher nur wenige Erkenntnisse (Corsten/Kauppert 2007) vorliegen.

Dass Familien von bürgerschaftlichem Engagement profitieren, zeigt allein schon der große Kranz an unterstützenden Engagementformen im Umfeld von Erziehung und Schule. In welchem Umfang bürgerschaftliches Engagement zur Entlastung der nehmenden Familie beiträgt, ist jedoch unbekannt. Ebenso kann erbrachtes bürgerschaftliches Engagement der einzelnen Familienmitglieder im Umkehrschluss auch zu Belastungen des gebenden Familiensystems führen. Auch hierzu ist die Forschungslage unbefriedigend. Wie sich die bürgerschaftlichen Leistungen für und von Familien in den letzten zehn Jahren konkret entwickelt haben, wird nun in den nächsten Abschnitten dargelegt.

4. Daten und Ergebnisse

4.1 Die Datenbasis

Die folgenden Auswertungen zum bürgerschaftlichen Engagement für und von Familien basieren auf den drei Erhebungswellen des Freiwilligensurvey aus den Jahren 1999, 2004 und 2009. Diese Studie, vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) in Auftrag gegeben und von TNS Infratest durchgeführt (vgl. Gensicke 2005a), enthält – nimmt man alle Befragungswellen zusammen – Informationen von knapp 50.000 Personen über die Ausübung sowie die Art und den Umfang von Freiwilligenarbeit, ehrenamtlichen Tätigkeiten und bürgerschaftlichem Engagement. Die zufällige Auswahl der Haushalte und, auf der untersten Ebene, der Befragungspersonen stellt sicher, dass die Erhebung für die Wohnbevölkerung Deutschlands ab 14 Jahren repräsentativ ist. Die Befragung erfolgte per Telefon (Computer Assisted Telephone Interview, CATI) und anhand eines überwiegend standardisierten Fragebogens.

4.2 Bürgerschaftliches Engagement für Familien

Blickt man in einem ersten Schritt auf die Engagementquote, so übernehmen im Jahre 2009 35,9 Prozent der Bevölkerung freiwillig und unentgeltlich (oder gegen eine geringe Aufwandsentschädigung) längerfristig Arbeiten, Aufgaben oder Funktionen und gelten somit als freiwillig engagiert. Im Jahr 1999 betrug dieser Anteil noch 34,0 Prozent. Dagegen ist gegenüber der Erhebungswelle von 2004 ein allenfalls marginaler Anstieg der Engagementquote zu erkennen (+ 0,2 Prozent). Das beliebteste Tätigkeitsfeld im Jahre 2009 stellt der Bereich „Sport und Bewegung“ dar (vgl. Tabelle 1): 28,2 Prozent aller bürgerschaftlich Engagierten sind hier aktiv. Auch die Bereiche „Schule und Kindergarten“, „Kirche und Religion“ (jeweils 19,1%) sowie „Kultur und Musik“ (zu 14,6%) und der soziale Bereich (14,5%) weisen hohe Engagementquoten auf.

Wie kann aber nun ermittelt werden, ob die Aktivitäten der freiwillig Engagierten auch Familien zugute kommen? Folgt man weitgehend der Vorgehensweise von Klocke, Limmer und Lück (2001: 53), so gelingt eine Schätzung unter dem Rückgriff auf eine Kombination von zwei Indikatoren: Zum einen das Tätigkeitsfeld des Engagements, das einen Familien-

bezug mehr oder weniger erwartbar macht, und zum anderen die vom Befragten angegebene Zielgruppe der Tätigkeit. So ist ein hoher Familienbezug zu erwarten, wenn sich die Tätigkeit in den Bereichen „Schule und Kindergarten“ (z.B. Elternbeiräte), „Kultur und Musik“ (Musiklehrer), „Freizeit und Geselligkeit“ (Betreuung von Jugend- oder Kinderfreizeiten), „Kirche und Religion“ (Kindergottesdienst), „Sozialer Bereich“ (Beratung) oder in „außerschulische Jugendarbeit und Erwachsenenbildung“ (Arbeit in Jugendclubs) vollzieht und als Zielgruppen „Kinder und Jugendliche“, „Familien“ oder „Frauen“ genannt werden.³ Auf dieser Basis gelangt man zu dem Ergebnis, dass 29,8 Prozent (gegenüber 29,6 Prozent in 2004) der bürgerschaftlich Aktiven für Familien tätig sind.⁴

Bürgerschaftliches Engagement, das Familien *unmittelbar* zugute kommt, spielt jedoch nur eine untergeordnete Rolle. So nehmen die Engagierten nur in sehr wenigen Fällen (zu 4,3 Prozent, gegenüber 5,1 Prozent in 2004) die Familien als primäre Adressaten ihrer bürgerschaftlichen Aktivität wahr. Dabei stechen besonders die Tätigkeitsbereiche „Freizeit und Geselligkeit“ sowie „Kirche und Religion“ hervor. Personen, die sich in diesen Feldern engagieren, identifizieren zu 7,7 bzw. zu 6,0 Prozent Familien als primäre Zielgruppe.

Tabelle 1: Bürgerschaftliches Engagement nach Tätigkeitsfeldern und Zielgruppenorientierung⁵

Tätigkeitsbereich	Anteil an allen bürgerschaftlich Engagierten	Zielgruppe: Kinder und Jugendliche	Zielgruppe: ältere Menschen	Zielgruppe: Familien
Sport und Bewegung	28,2%	45,9%	7,1%	4,3%
Schule und Kindergarten	19,1%	72,7%	1,4%	4,2%
Kirche und Religion	19,1%	30,9%	11,9%	6,0%
Sozialer Bereich	14,6%	20,8%	28,9%	4,8%
Kultur und Musik	14,5%	23,6%	7,3%	4,5%
Freizeit und Geselligkeit	12,8%	23,9%	11,3%	7,7%
Unfall-/Rettungsdienst, Feuerwehr	8,6%	21,2%	2,7%	2,1%
Umwelt-, Natur- und Tierschutz	7,8%	14,0%	7,6%	4,0%
Politik	7,5%	18,4%	6,6%	4,3%
Jugendarbeit und Erwachsenenbildung	7,2%	51,5%	4,5%	3,0%
Gesundheit	6,0%	15,6%	26,0%	3,0%

Quelle: Freiwilligensurvey 2009 (gewichtete Ergebnisse), eigene Berechnungen

- 3 Der Bereich der „außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit“ fällt streng genommen in den Leistungsbereich der Jugendhilfe. Wir gehen jedoch davon aus, dass diese Leistung von den betroffenen Familien als Entlastung wahrgenommen werden. Dementsprechend zählen wir sie als Engagement für Familien.
- 4 Klocke, Limmer und Lück (2001: 53) kommen für das Jahr 1999 zu dem Ergebnis, dass der Anteil des familienbezogenen bürgerschaftlichen Engagements rund 40 Prozent beträgt. Für den Unterschied zu den hier berichteten Ergebnissen ist in erster Linie die Tatsache verantwortlich, dass Klocke, Limmer und Lück auch den beliebten Tätigkeitsbereich „Sport und Bewegung“ als familiennah betrachteten. Darüber hinaus bildeten in diesem Bericht die ehrenamtlichen Tätigkeiten (und nicht die ehrenamtlich Tätigen) die Prozentuierungsbasis. Schließlich haben sich die Antwortkategorien des Zielgruppen-Indikators nach 1999 verändert, so dass auch dies z.T. für die Unterschiede verantwortlich sein mag.
- 5 Aufgrund von Mehrfachnennungen (43 Prozent der ehrenamtlich Aktiven üben mehr als eine Tätigkeit aus) addieren sich die Werte in der ersten Spalte nicht zu 100 Prozent.

Richtet sich ein bürgerschaftliches Engagement an Kinder und Jugendliche, so kann – in Abhängigkeit vom Engagementbereich – ein *mittelbarer* Familienbezug angenommen werden. 34 Prozent der bürgerschaftlich Aktiven geben diese beiden Gruppen als Zielgruppen ihres Engagements an. Besonders hoch ist die Orientierung an Kindern und Jugendlichen naturgemäß in den Tätigkeitsfeldern „Schule und Kindergarten“ (zu 72,7 Prozent) und „Jugendarbeit und Erwachsenenbildung“ (zu 51,5 Prozent).

Eine mittelbare Entlastung von Familien kann nicht nur unterstellt werden, wenn sich bürgerschaftliches Engagement an der Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen orientiert, sondern vielfach auch dann, wenn pflegebedürftige ältere Menschen im Zentrum des Engagements stehen. Um das Ausmaß an bürgerschaftlichem Engagement zu quantifizieren, das Familien vermittelt über die Betreuung von pflegebedürftigen Personen zugute kommt, wird wiederum auf die von der Befragungsperson identifizierte Zielgruppe (hier: Ältere) und das Tätigkeitsfeld des Engagements zurückgegriffen.

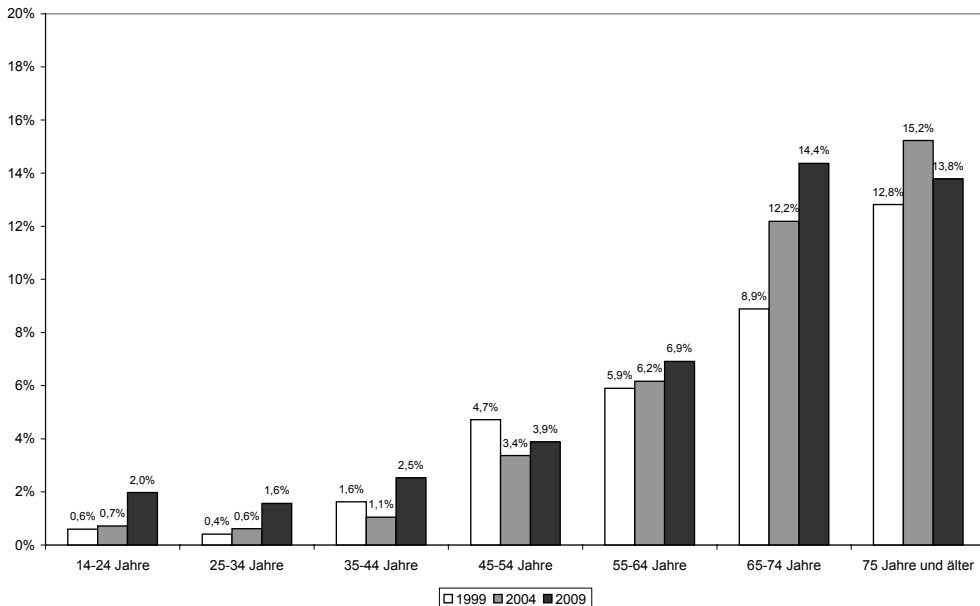
Zunächst ist ein leichter Anstieg im bürgerschaftlichen Engagement für ältere Menschen zu erkennen: Gaben die bürgerschaftlich Aktiven im Freiwilligensurvey des Jahres 1999 noch zu 8,2 Prozent an, primär für Ältere tätig zu sein, so lag dieser Wert zehn Jahre später bei 10,2 Prozent. Doch längst nicht jede dieser Tätigkeiten besteht in der Pflege oder Betreuung älterer Menschen. Eingrenzen lässt sich dies mithilfe des Tätigkeitsbereichs. Sehr wahrscheinlich sind Tätigkeiten, die der Pflege älterer Menschen entsprechen, im sozialen Bereich und im Bereich Gesundheit. In diesen Sektoren liegt zugleich der Anteil der Aktiven, die sich für ältere Menschen engagieren, weit über dem Durchschnitt (vgl. Tabelle 1): So richten Personen, die im sozialen Bereich tätig sind, ihre Tätigkeit zu 28,9 Prozent an älteren Menschen aus, der entsprechende Wert für den Gesundheitsbereich liegt bei 26,0 Prozent. Wird mittels dieser beiden Sektoren nun das Pflegevolumen geschätzt, das den Charakter bürgerschaftlichen Engagements aufweist, so entsprechen 5,5 Prozent aller bürgerschaftlichen Aktivitäten der Pflege älterer Menschen. Dieser Anteil ist seit 1999 sukzessive gestiegen und betrug in der ersten Erhebungswelle des Freiwilligensurvey (1999) noch 3,5 Prozent, fünf Jahre später 4,1 Prozent und heute (2009) 5,5 Prozent. Werden folglich unter dem Konzept bürgerschaftliches Engagement für Familien nicht nur Aktivitäten gefasst, die direkt Familien zugute kommen oder sich an Kinder und Jugendliche richten, sondern zählt man auch die Pflege und Betreuung älterer Menschen hinzu, so richten 35,2 Prozent aller bürgerschaftlich Engagierten ihr Angebot mittelbar oder unmittelbar an Familien.

Fragt man weiterhin nach dem durchschnittlichen zeitlichen Aufwand für die bürgerschaftliche Aktivität zeigt sich Folgendes: der geringste Zeitaufwand ergibt sich für jene Gruppe, die ein familienbezogenes bürgerschaftliches Engagement ausübt, das aber nicht einer Pflege- oder Betreuungsleistung für Ältere entspricht. Sie verwendet wöchentlich im Mittel 4,2 Stunden für die Ausübung ihrer Tätigkeit. Der entsprechende Wert für jene Befragten, die keiner familienbezogenen bürgerschaftlichen Aktivität nachgehen, beträgt 4,9 Stunden. Die meiste Zeit auf ihr Engagement verwenden Personen, die eine ältere Person pflegen oder betreuen. Ihr wöchentlicher Zeitaufwand beträgt im Mittel 5,2 Stunden.⁶

6 Dabei wurde die ordinalskalierte Variable zur Erfassung des Zeitaufwands in eine metrisch skalierte Variable überführt. Den Kategorien wurden die folgenden Werte zugewiesen: bis 2 Stunden (1), 3 bis 5 Stunden (4), 6 bis 10 Stunden (8), 11 bis 15 Stunden (13), über 15 Stunden (18); die Kategorie „unregelmäßig“ wurde als fehlender Wert deklariert.

Wechselt man nun die Perspektive und betrachtet die Geberseite des bürgerschaftlichen Engagements, so tritt mit Blick auf die Pflegeleistungen zugunsten älterer Menschen ein klarer Zusammenhang ans Licht: Die Betreuung und Pflege älterer Menschen wird vornehmlich von Älteren erbracht, wie die Abbildung 1 verdeutlicht:

Abbildung 1: Bürgerschaftliches Engagement in Form von Pflege- und Betreuungsleistungen in Abhängigkeit vom Alter des Aktiven



Quelle: Freiwilligensurvey 1999-2009; eigene Berechnungen; gewichtete Daten

Zwar wird für die beiden jüngsten Altersgruppen ein sehr geringer Anteil deutlich, der Pflege- und Betreuungsleistungen für ältere Menschen erbringt. Allerdings ist in diesen Kohorten ein überproportionaler Anstieg im Vergleich zur letzten Erhebungswelle von 2004 zu erkennen, der für die Zukunft hoffen lässt, dass das bereits praktizierte Prinzip „Alt hilft Alt“ durch das Prinzip „Jung hilft Alt“ zunehmend ergänzt wird.

4.3 Bürgerschaftliches Engagement von Familien

Wie ist es nun um das bürgerschaftliche Engagement von Familien bestellt? Um diese Frage zu beantworten werden zwei Analysewege besprochen: Der erste Weg betrachtet das familienbezogene bürgerschaftliche Engagement (inklusive der Pflege und Betreuung von älteren Menschen) von Personen mit minderjährigen Kindern im Haushalt in den Jahren 2004 und 2009. Dabei wird zusätzlich nach dem Alter des jüngsten Kindes differenziert (das Kleinkindalter 0 bis 2 Jahre; das Kindergartenalter zwischen 3 und 5 Jahren und das Schulalter zwischen 6 und 14 Jahren). Diese Unterscheidung ist der Annahme ge-

schuldet, dass für diese Befragungspersonen unterschiedliche zeitliche Ressourcen zur Verfügung stehen, um einer bürgerschaftlichen Aktivität nachgehen zu können. Im Anschluss erfolgt eine detaillierte Analyse des familienbezogenen bürgerschaftlichen Engagements in Abhängigkeit von der Lebensform. Dabei werden drei Familienformen ebenfalls nach dem Lebensalter des jüngsten Kindes voneinander unterschieden. Neben dem Partnerhaushalt mit Kind werden als Vergleichsgruppen Alleinerziehende, Paare ohne eigene Kinder im Haushalt und Alleinstehende betrachtet. Für die Gruppe der Alleinerziehenden ist eine weitere Differenzierung nach dem Alter des Kindes nicht möglich, da sonst die Fallzahlen zu gering ausfallen. Daher werden die Alleinerziehenden mit mindestens einem Kind im Vorschul- oder Schulalter betrachtet. Paare ohne Kinder im Haushalt als auch die Alleinstehenden werden dagegen nach dem Alter der Befragungsperson differenziert. Hier ist das Kriterium, ob die befragte Person, die in der entsprechenden Lebensform lebt, jünger oder älter als 50 Jahre ist. Diese detaillierte Analyse zum Zusammenhang zwischen Lebensform und bürgerschaftlichem Engagement bezieht sich auf den Freiwilligensurvey 2004, da dieser, im Unterschied zur Erhebungswelle 2009, nähere Informationen zur Haushaltszusammensetzung enthält.

Tabelle 2: Bürgerschaftliches Engagement und familienbezogenes Engagement in Abhängigkeit vom Alter des jüngsten Kindes

	2004		2009	
	Anteil der ehrenamtlich Aktiven	davon: für Familien engagiert	Anteil der ehrenamtlich Aktiven	davon: für Familien engagiert
alle Befragten	35,7%	33,7%	35,9%	35,2%
jüngstes Kind 0-2 Jahre	34,9%	43,4%	35,1%	47,4%
jüngstes Kind 3-5 Jahre	42,6%	54,1%	41,6%	67,2%
jüngstes Kind 6-14 Jahre	46,1%	45,4%	46,6%	50,0%
kein Kind in diesen Altersgruppen	33,8%	29,2%	34,0%	29,0%

Quelle: Freiwilligensurvey 2004-2009; eigene Berechnungen; gewichtete Daten

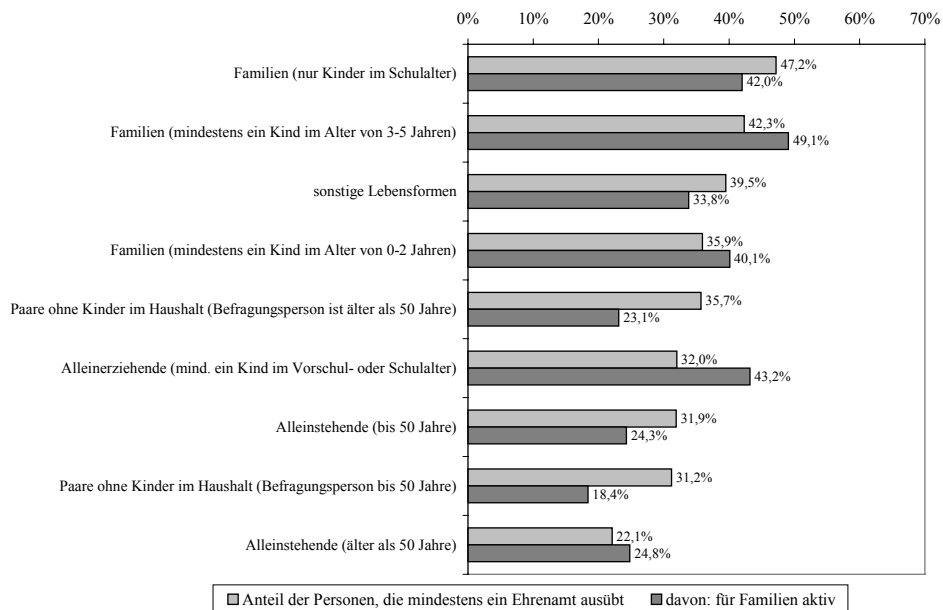
Betrachtet man zunächst die allgemeinen Engagementquoten, so weisen Personen mit Vorschul- oder Schulkindern im Haushalt ein überdurchschnittliches Engagement auf. Insbesondere stechen die hohen Quoten für Eltern mit Schulkindern hervor. Leben Kinder im Haushalt, die zwischen 0 und 2 Jahre alt sind, so liegt die Engagementquote nur leicht unter dem Gesamtmittelwert. Dieser Verlauf der Engagementquote bestätigt die Vermutung, wonach das Engagement von Eltern in einem engen Zusammenhang mit dem Betreuungsbedarf der eigenen Kinder steht. Zudem wird deutlich, dass Befragte, die nicht mit einem unter 15-jährigen Kind in einem Haushalt leben, in beiden Erhebungswellen eine um rund zwei Prozentpunkte geringere Engagementquote aufweisen als die jeweilige Gesamtstichprobe.

Deutlich wird zudem, dass familienbezogenes bürgerschaftliches Engagement durch das Vorhandensein von Kindern im Haushalt maßgeblich begünstigt wird. Besonders in der Gruppe der Personen mit Kindern im Vorschulalter (3-5 Jahre) sind die Werte beträchtlich: 2009 engagierten sich unter allen bürgerschaftlich Aktiven, deren jüngstes Kind sich im Vorschulalter befindet, rund zwei von drei Befragten (67,2 Prozent) für Familien. Dagegen gestaltet sich das bürgerschaftliche Engagement für Familien unter-

durchschnittlich, wenn keine Kinder unter 15 Jahren im Haushalt leben. Schließlich hat sich der positive Zusammenhang zwischen familienbezogenem Engagement und dem Vorhandensein von Kindern im Haushalt gegenüber 2004 in allen Kategorien verstärkt.

Abschließend soll nun das familienbezogene bürgerschaftliche Engagement in Abhängigkeit von der praktizierten Lebensform anhand der Erhebungswelle von 2004 untersucht werden. Hierüber gibt die Abbildung 2 Auskunft:

Abbildung 2: Bürgerschaftliches Engagement und familienbezogenes Engagement in Abhängigkeit von der Lebensform



Quelle: Freiwilligensurvey 2004; eigene Berechnungen; gewichtete Daten

Familien sind demnach nicht nur überproportional häufig bürgerschaftlich engagiert, ihre Aktivität kommt auch zu großen Anteilen wiederum Familien zugute. Von allen Personen, die in familiären Kontexten leben und sich bürgerschaftlich engagieren, profitieren in mindestens 40 Prozent dieser Fälle mittelbar oder unmittelbar andere Familien von diesen Aktivitäten. Der höchste Wert findet sich dabei in der Gruppe der Familien mit mindestens einem Kind im Kindergartenalter (49,1 Prozent), während unter den Befragungspersonen mit Kleinkindern im Haushalt die (familienbezogene) Engagementquote etwas niedriger ausfällt (40,1 Prozent). Beachtlich ist zudem das Engagement von Alleinerziehenden: Zwar ist ihre Engagementquote mit knapp einem Drittel unterdurchschnittlich; die Aktiven unter ihnen richten ihre Tätigkeit aber in 43,2 Prozent aller Fälle an Familien. Wird das angespannte Zeitregime vieler Ein-Eltern-Familien bedacht (Schneider 2008), so verweist dieses relativ hohe bürgerschaftliche Engagement der Alleinerziehenden nicht nur auf einen hohen Grad an Gemeinsinn, sondern reflektiert wohl auch die Schwierigkeit auf dem regulären Arbeitsmarkt Fuß zu fassen sowie den Wunsch über bürgerschaftliches

Engagement Anerkennung und Teilhabe zu erreichen. In der Zusammenschau zeigt sich folgendes Bild: Familien weisen ein überdurchschnittlich hohes bürgerschaftliches Engagement auf. Insgesamt ist also nicht nur bürgerschaftliches Engagement für Familien weit verbreitet. Gleiches gilt auch für bürgerschaftliches Engagement von Familien und noch stärker für bürgerschaftliches Engagement von Familien, das wiederum für andere Familien bestimmt ist.

5. Zusammenfassung und Perspektiven

Familien profitieren, das zeigen die Daten des Freiwilligensurvey von 1999 bis 2009, von bürgerschaftlichem Engagement, insbesondere durch Betreuungsleistungen, die sich an Kinder/Jugendliche oder Senioren richten. So übten im Jahre 2009 knapp 36 Prozent der über 14-Jährigen ein bürgerschaftliches Engagement aus. Von diesen Aktiven richteten 35 Prozent ihre Tätigkeit direkt oder indirekt an Familien. Familienmitglieder gehören gleichzeitig aber auch zu den Hauptakteuren der bürgerschaftlichen Arbeit, insbesondere der bürgerschaftlichen Arbeit für (andere) Familien.

Eine hohe Engagementquote spricht für eine lebendige Gemeinschaft und eine funktionierende Zivilgesellschaft. Insbesondere die konstant hohen Engagementquoten der jüngeren Generation bestätigen im Zusammenspiel mit der gewachsenen Bereitschaft, soziales Engagement auch verstärkt in Richtung der älteren Generation (Pflege- und Betreuungsbedarf) zu geben, dieses Bild (vgl. auch die Shell Jugendstudie 2010). Die aktuelle gesellschaftliche Diskussion über ein freiwilliges soziales Jahr zeigt zudem die hohe Akzeptanz sozialen Engagements und zwar sowohl in der Politik als auch in der Bevölkerung.

Die Orientierung bürgerschaftlichen Engagements auf Leistungen für die Familie passt auch zum aktuellen familienpolitischen Diskurs. Dort wird leidenschaftlich nach Wegen gesucht, die Familien zu unterstützen. Dieser Diskurs ist naturgemäß stark mit Blick auf die Bedarfe der bedürftigen Familien geführt. Als zentrale Problemlage heutiger Familien muss die finanziell angespannte Situation (Armut) vieler Familien angesehen werden. Dies wirkt sich insbesondere auf die Bildungschancen und die Gesundheitsbiographien der Kinder aus. Hier kann eine Förderung bürgerschaftlichen Engagements zur Stärkung der Vernetzung der Familien (soziales Kapital) beitragen und so bei der Bewältigung finanzieller Knappheit helfen. Bürgerschaftliches Engagement mag aber auch für die von Armut betroffenen Jugendlichen ein Weg sein, der eigenen Lebenswelt zu entkommen. Die geringen Chancen benachteiligter Jugendlicher auf dem ersten Arbeitsmarkt können über bürgerschaftliches Engagement und die so gewonnenen Erfahrungen und das dort gezeigte Engagement gesteigert werden. Leider muss aber auch hier konstatiert werden: die Bereitschaft für soziales Engagement ist wie in vielen anderen Lebensbereichen sozial ungleich verteilt: Je besser der familiäre Hintergrund, desto stärker ist die Bereitschaft für bürgerschaftliches Engagement ausgeprägt. Aber gerade deshalb sollte dieser Weg gefördert werden, stellt er doch den Zusammenhang von bürgerschaftlichem Engagement und Familie, wie er hier betrachtet wurde, noch einmal in eine andere Perspektive. Nämlich die Möglichkeit, dass junge Menschen durch bürgerschaftliches Engagement, Wege aus der Armut beschreiten.

Weiterhin ist vor dem Hintergrund des demografischen Wandels mit einem zunehmenden Bedarf an bürgerschaftlicher Unterstützung bei der Betreuung und Pflege älterer Menschen zu rechnen. Die Daten des Freiwilligensurvey lassen einen steigenden Anteil an Befragten erkennen, der sich in diesem Tätigkeitsfeld engagiert. Waren es in der Vergangenheit fast ausschließlich Ältere, die in der Betreuung und Pflege älterer Menschen ehrenamtlich aktiv waren, so ist im neuen Freiwilligensurvey 2009 ein überproportionaler Anstieg in den jüngeren Alterskohorten zu verzeichnen. Somit erscheint es für die Zukunft denkbar, dass das bereits praktizierte Prinzip „Alt hilft Alt“ durch das Prinzip „Jung hilft Alt“ zunehmend ergänzt wird.

Werfen wir selbstkritisch einen Blick auf die Forschungslage zum freiwilligen Engagement im Familienkontext, so fällt insbesondere auf, dass es keine gesicherten Erkenntnisse darüber gibt, welcher Bedarf (Art und Umfang) an Engagement aus Sicht der Familien vorhanden ist (eine Bedarfsanalyse). Ebenso gibt es keine Erkenntnis darüber, wie die schon geleistete freiwillige Arbeit für Familien von diesen im Hinblick auf Qualität und Umfang bewertet wird (eine Zufriedenheitsanalyse). Beide Aspekte würden nicht nur der Forschung, sondern auch den Freiwilligenagenturen und Familienverbänden wertvolle Hinweise liefern können.

Literatur

- Alscher, M., Dathe, D., Priller, E. & Speth, R. (2009). *Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland*. Projektgruppe Zivilengagement Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Berlin: WZB (Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin).
- Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2006). *Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik*. Berlin: BFSFJ.
- Corsten, M. & Kauppert, M. (2007). Wir-Sinn und fokussierte Motive. Zur biografischen Genese bürgerschaftlichen Engagements. *Zeitschrift für Soziologie*, 36, 5, S. 346-363.
- Geiss, S. & Picot, S. (2009). Familien und Zeit für freiwilliges Engagement. In: M. Heitkötter, K. Jurczyk, A. Lange & U. Meier-Gräwe (Hrsg.), *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich, S. 291-317.
- Gensicke, T. (2005a). *Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004*. Kurzfassung. München: TNS Infratest Sozialforschung.
- Gensicke, T. (2005b). *Freiwilliges Engagement in Einrichtungen für ältere Menschen, Kinder und Jugendliche sowie für Menschen mit Behinderung. Sonderauswertung für die Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege auf Basis des Freiwilligensurveys 2004*. München: TNS Infratest Sozialforschung.
- Gensicke, T., Picot, S. & Geiss, S. (2006). *Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gensicke, T. & Geiss, S. (2010). *Hauptbericht des Freiwilligensurvey 2009*. Berlin: BFSFJ (Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend).
- Heitkötter, M. & Jurczyk, K. (2009). Freiwilliges Engagement von und für Familien – politische Rahmungen. In: T. Olk, A. Klein & B. Hartnuß (Hrsg.), *Engagementpolitik. Die Entwicklung der Zivilgesellschaft als politische Aufgabe*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 491-509.
- Kaufmann, F.-X. (1995). *Zukunft der Familie*. München: C.H. Beck.
- Klocke, A., Limmer, R. & Lück, D. (2001). *Das Ehrenamt im Umfeld der Familie*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb-Materialien 7/01).

- Klocke, A. & Stadtmüller, S. (2009). *Wandel der Familienformen in Deutschland und die Bedeutsamkeit des bürgerschaftlichen Engagements*. Frankfurt am Main: Forschungszentrum demografischer Wandel, Fachhochschule Frankfurt am Main (FZDW Bericht Nr. 3), http://www.fh-frankfurt.de/de/media/fzdw/wandel_der_familienformen.pdf.
- Klocke, A. & Stadtmüller, S. (2010). Demografische und sozioökonomische Trends im Jugendalter und deren Auswirkungen auf das bürgerschaftliche Engagement. *BBE-newsletter Nr. 4/2010*.
- Priller, E. (2004). Konkurrierende Konzepte zum bürgerschaftlichen Engagement in der Langzeitperspektive. *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Zwischen Meier und Verein – Modernisierungspotentiale im Ehrenamt, 1/2004*, S. 36-43.
- Schneider, N. (Hrsg.) (2008). *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich (UTB).
- Shell Deutschland (Hrsg.) (2010). *16. Shell Jugendstudie 2010*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2008). *Datenreport 2008. Zahlen und Fakten für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Statistisches Bundesamt.

Eingereicht am/submitted on: 16.03.2010

Angenommen am/accepted on: 10.01.2011

Anschriften der Autoren/Addresses of the authors:

Prof. Dr. Andreas Klocke (Korrespondenzautor/corresponding author)
Sven Stadtmüller, M.A.

Forschungszentrum Demografischer Wandel (FZDW)
Fachhochschule Frankfurt am Main
Nibelungenplatz 1
60318 Frankfurt am Main

E-Mail: aklocke@fzdw.fh-frankfurt.de
svenstad@fzdw.fh-frankfurt.de

Nathalie Meuwly, Peter Wilhelm, Véronique Eicher & Meinrad Perrez

Welchen Einfluss hat die Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung auf Partnerschaftskonflikte und Partnerschaftszufriedenheit bei berufstätigen Paaren?¹

Division of housework and child care, conflict, and relationship satisfaction in dual-earner couples

Zusammenfassung:

In bisherigen Studien zeigte sich, dass vor allem bei Frauen die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung mit der Partnerschaftszufriedenheit zusammenhängt. Ungeklärt ist, ob dieser Zusammenhang durch eine Reduktion des Konfliktpotentials in der Partnerschaft vermittelt wird und welche Rolle dabei die tatsächliche Aufteilung der Familienarbeit spielt. 207 Schweizer Doppelverdiener-Paare mit Kleinkindern wurden anhand von Fragebogen zu Partnerschaft und Arbeitsteilung befragt. Die familiäre Arbeitsteilung wurde überwiegend als zufriedenstellend erlebt, dabei verrichteten mehrheitlich die Frauen die Hausarbeit und betreuten die Kinder. Bei beiden Partnern war eine geringere Zufriedenheit mit der Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung mit häufigeren Konflikten assoziiert, welche wiederum mit einer geringeren Partnerschaftszufriedenheit zusammenhingen. Im Gegensatz zur Kinderbetreuung waren die Effekte der Arbeitsteilung der Hausarbeit auf die Partnerschaft stärker für die Frauen als für die Männer. Dabei war die subjektive Bewertung der Arbeitsteilung bedeutender für die berichteten Konflikte und die Partnerschaftszufriedenheit als die tatsächliche Arbeitsteilung.

Abstract:

Although women's relationship satisfaction is known to covary with satisfaction regarding couples' division of housework and child care, the factors mediating these associations are rarely examined. To test the hypothesis that relationship conflict mediates the link between housework and relationship satisfaction, 207 dual-earner couples with young children completed questionnaires about their relationship and how they divided housework and child care. Most couples were satisfied with the division of labor, and women did most of the housework and child care. For husbands and wives, dissatisfaction with division of housework and child care was associated with more perceived conflicts, which in turn covaried with lower relationship satisfaction. Division of housework was more strongly associated with relationship satisfaction for women than for men, but there were no gender differences for the impact of child care responsibilities on relationship satisfaction. In general, subjective evaluation of the division of labor had stronger effects on relationship conflicts and satisfaction than the division of labor itself.

1 Die vorliegende Untersuchung wurde im Rahmen des von der Europäischen Union geförderten Verbundprojekts FamWork durchgeführt, in dem die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in verschiedenen europäischen Ländern untersucht wurde (Projekt HPSE-CT-2002-00147. <http://www.eu-project-famwork.org>). Die Schweizerische Projektgruppe (M. Perrez/P. Wilhelm) wurde vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert (Projekt Nr. 109324), bei dem wir uns an dieser Stelle herzlich bedanken. Bedanken möchten wir uns auch bei Dr. Dominik Schöbi, der die Datenerhebung organisiert hat.

Schlagwörter: Arbeitsteilung, Hausarbeit, Kinderbetreuung, Partnerschaftszufriedenheit, Doppelverdiener

Key words: division of labor, housework, child care, relationship satisfaction, dual-earners

Die Erwerbsquote von Frauen ist in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich angestiegen (Hofäcker 2007). Der größere Anteil, den Frauen heute an der Erwerbsarbeit leisten, hat jedoch nicht zu einer wesentlichen Veränderung der Aufteilung der familiären Arbeit geführt. Amerikanische und europäische Studien belegen übereinstimmend, dass erwerbstätige Frauen zwei bis dreimal so viel Hausarbeit verrichten, wie ihre Partner (Bartley et al. 2005; Coltrane 2000; Hoelter 2002; Hofäcker 2007; Kirchler/Venus 2000). Besonders die täglich anfallenden Tätigkeiten, wie Kochen, Putzen oder Kleiderwaschen gehen zu Lasten der Frauen (Coltrane 2000; Hofäcker 2007; Koppetsch/Burkart 1999). Auch für die Betreuung der Kinder sind hauptsächlich die Mütter zuständig und übernehmen in der Regel 60 bis 80% des erforderlichen Aufwands (Ehrenberg et al. 2001; Grote et al. 2002; Hofäcker 2007).

Die familiäre Arbeitsteilung zu Ungunsten der Frauen wird abhängig vom theoretischen Bezugsrahmen auf unterschiedliche Faktoren zurückgeführt. Ökonomisch ausgerichtete Theorien stützen sich dabei primär auf Kosten-Nutzen-Überlegungen, wonach die Arbeitsteilung sich aus den unterschiedlichen Ressourcen (bspw. Ausbildung, Einkommen) beider Partner ergibt. Allerdings zeigte sich in verschiedenen Studien, dass die Ressourcen der Partner die Arbeitsteilung nur zu einem geringen Anteil erklären (u.a. Levy/ Ernst 2002; Schulz/Blossfeld 2006) und der Einfluss verschiedener Ressourcen geschlechtsabhängig war (Huinink/Reichart 2008; Klaus/Steinbach 2002; Lothaller et al. 2009; Rohmann et al. 2002). Soziologische Theorien hingegen, welche gesellschaftliche Bedingungen und Normen in den Vordergrund stellen, erklären die Asymmetrie der Geschlechter in Bezug auf die Aufteilung der Familienarbeit besser (Coltrane 2000; Schulz/Blossfeld 2006).

Die Diskussion darüber, wie die Ungleichverteilung der familiären Arbeit erklärt werden kann, soll hier nicht weiter vertieft werden, da die vorliegende Arbeit nicht auf Ursachen fokussiert (einen Überblick über die verschiedenen theoretischen Ansätze geben z.B. Grunow 2007; Huinink/Reichart 2008; Schulz/Blossfeld 2006). Im Fokus unserer psychologischen Studie stehen vielmehr die Folgen, die sich aus der ungleichen Aufteilung der familiären Arbeit für die Qualität der Partnerschaft ergeben. Untersucht werden soll, wie sich a) die Aufteilung der Familienarbeit zwischen den Partnern sowie b) die subjektive Bewertung dieser Aufteilung auf Konflikte in der Partnerschaft und die Partnerschaftszufriedenheit auswirken.

Zufriedenheit mit der Aufteilung der familiären Arbeit

In verschiedenen Studien zeigte sich, dass trotz der ungleichen Lastenverteilung sowohl Männer als auch Frauen mit der in ihrer Partnerschaft bestehenden Arbeitsteilung mehrheitlich zufrieden waren (u.a. Chan et al. 1998; Kluwer et al. 1996). Allerdings war die Zufriedenheit der Männer, die überwiegend auch die Nutznießer der Ungleichverteilung sind, höher als die der Frauen (Kirchler/Venus 2000; Stevens et al. 2001, 2005).

Während für Männer die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung nicht davon abhing, wie viel Hausarbeit sie selbst verrichteten, war die Zufriedenheit der Frauen umso höher, je mehr sich ihre Partner für die Hausarbeit engagierten (Stevens et al. 2001). Dabei waren Beiträge der Männer zur Bewältigung der „täglichen Arbeitslast“ (z.B. Geschirr abwaschen oder Putzen) für die Zufriedenheit der Frauen wichtiger als sporadische Tätigkeiten (z.B. Reparaturarbeiten oder Einkaufsgänge) oder ihr eigener Anteil an der Hausarbeit (Himsel/Goldberg 2003; Hochschild 1989).

Familiäre Arbeitsteilung, Partnerschaftskonflikte und Partnerschaftszufriedenheit

Wenn Frauen unzufrieden mit der Arbeitsteilung waren, gab es mehr Konflikte in der Partnerschaft. Für Männer wurde dieser Zusammenhang nicht beobachtet (Kluwer et al. 1996). Ein weiteres Ergebnis der Studie von Kluwer und Mitarbeitern war, dass Paare mit Kindern eine geringere Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung und mehr Konflikte berichteten als kinderlose Paare. Die Partnerschaftskonflikte drehten sich dabei häufiger um die Aufteilung der Hausarbeit als um die Aufteilung der Erwerbsarbeit.

Der Anteil, den der Partner bei der Erledigung der täglichen Hausarbeit übernimmt, und die damit zusammenhängende Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit, ist insbesondere bei Frauen mit der Partnerschaftszufriedenheit assoziiert (Erickson 1993; Essex/Hong 2005; Stevens et al. 2001). In der Untersuchung von Stevens und Mitarbeitern (2001) hing die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit bei beiden Partnern positiv mit der Partnerschaftszufriedenheit zusammen. Zudem waren Frauen mit ihrer Partnerschaft umso zufriedener, je weniger Hausarbeit sie selber verrichteten. Bezogen auf die Kinderbetreuung zeigte sich, dass ein verstärktes Engagement der Väter mit einer höheren Partnerschaftszufriedenheit beider Partner assoziiert war (Bonney et al. 1999; Erickson 1993).

In Untersuchungen zur Gerechtigkeitswahrnehmung ergaben sich ähnliche Ergebnisse. Je ungerechter die Arbeitsteilung erlebt wurde, umso geringer war die Partnerschaftszufriedenheit und längerfristig auch die Stabilität der Beziehung (Blair 1998; Frisco/Williams 2003). Die empfundene Gerechtigkeit bezogen auf die Verteilung der Hausarbeit hing dabei stärker mit der Partnerschaftszufriedenheit zusammen als die tatsächliche Arbeitsteilung (u.a. Blair 1998; Mikula et al. 2008; Voydanoff/Donnelly 1999).

Die vorliegende Studie

Besonders in Familien mit Kleinkindern stellen die Mehrfachbelastungen, die sich aus den Erfordernissen der beruflichen und familiären Arbeit ergeben, ein großes Konfliktpotential dar. Deshalb wurden in der vorliegenden Studie Paare mit Kleinkindern untersucht, bei denen beide Partner erwerbstätig waren. Im Unterschied zu den meisten Studien, die sich bisher mit dem Thema beschäftigt haben, wurden sämtliche Informationen und Einschätzungen von beiden Partnern erhoben und in ein Modell integriert, das es erlaubt, intrapersonelle von interpersonellen Effekten zu trennen. Dabei werden die

Aufteilung der Hausarbeit und die Aufteilung der Kinderbetreuung getrennt voneinander betrachtet, wie dies von Coltrane und Kollegen seit längerem gefordert wird (Coltrane 2000; Ishii-Kuntz/ Coltrane 1992). Ziel ist es, zu untersuchen, wie die Aufteilung der Hausarbeit bzw. der Kinderbetreuung die Partnerschaftszufriedenheit von Frauen und Männern beeinflusst, und ob dieser Zusammenhang durch die subjektive Bewertung der Arbeitsteilung und die wahrgenommene Konflikthäufigkeit vermittelt wird.

In Abbildung 1 ist dargestellt, wie die Aufteilung der Erwerbs- und Familienarbeit, sowie die Zufriedenheit mit dieser Aufteilung, mit der Wahrnehmung von Partnerschaftskonflikten und der Partnerschaftszufriedenheit gemäß unserer Erwartung zusammenhängen. Bei unserem Modell handelt es sich um ein erweitertes Aktor-Partner-Interdependenz-Modell (APIM; Kenny et al. 2006), in dem die Angaben beider Partner gleichzeitig analysiert werden. Das dargestellte Modell impliziert folgende Annahmen: Die Aufteilung der Erwerbsarbeit beeinflusst die Aufteilung der Familienarbeit (d.h. der Hausarbeit bzw. der Kinderbetreuung) (Pfad a). Sowohl die Aufteilung der Erwerbsarbeit wie auch die Aufteilung der Familienarbeit haben einen Einfluss darauf, wie zufrieden Frauen (Pfad b_f und c_f) bzw. Männer (Pfad b_m und c_m) mit der Arbeitsteilung sind. Die eigene Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung sagt wiederum vorher, wie konfliktreich Männer bzw. Frauen ihre Partnerschaft wahrnehmen (Aktoreffekt² f_f bzw. f_m). Wie zufrieden die Frauen mit der Arbeitsteilung sind, kann jedoch auch einen Einfluss darauf haben, wie konfliktreich die Männer die Partnerschaft wahrnehmen (Partnereffekt h_{mf}). Ein solcher Partnereffekt ist auch in der umgekehrten Richtung möglich (h_{fm}), d.h. die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung der Männer könnte beeinflussen, wie konfliktreich die Frauen ihre Partnerschaft erleben. Die berichteten Partnerschaftskonflikte sind sowohl mit der eigenen Partnerschaftszufriedenheit (Aktoreffekte i_f und i_m) als auch mit der Partnerschaftszufriedenheit des Partners assoziiert (Partnereffekt j_{mf} bzw. j_{fm}). Darüber hinaus ist ein direkter Effekt der Zufriedenheit mit der Aufteilung der Familienarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit möglich (Aktoreffekt g_f bzw. g_m). Das Modell sieht ferner vor, dass die tatsächliche Aufteilung der Familienarbeit einen direkten Effekt auf die Konfliktwahrnehmung (d_f bzw. d_m) und die Partnerschaftszufriedenheit (e_f bzw. e_m) beider Partner haben kann.

In den nachfolgend aufgelisteten Hypothesen präzisieren wir die Beziehungen, die zwischen den Variablen im Modell bestehen, weiter:

H-1.1: Der Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung und den selbstberichteten Partnerschaftskonflikten ist negativ und bei Frauen stärker ausgeprägt als bei Männern (Aktoreffekt: $f_f < f_m < 0$).

H-1.2: Die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung ist a) bei Frauen und b) bei Männern negativ mit den vom Partner berichteten Konflikten assoziiert (Partnereffekt H-1.2a: $h_{mf} < 0$; H-1.2b: $h_{fm} < 0$).

H-1.3: Der direkte Effekt der tatsächlichen Arbeitsteilung auf die Partnerschaftskonflikte ist a) bei Frauen und b) bei Männern kleiner als der indirekte Effekt, welcher über die Zu-

2 Als Aktoreffekte werden Zusammenhänge bezeichnet, die zwischen Variablen der gleichen Person bestehen, während Zusammenhänge, die zwischen Variablen unterschiedlicher Personen bestehen als Partnereffekte bezeichnet werden. Es handelt sich dabei um Netto-Effekte, d.h. aus dem Aktoreffekt ist der Einfluss des Partners herauspartialisiert und aus dem Partnereffekt der Einfluss des Aktors.

friedenheit mit der Arbeitsteilung vermittelt wird (H-1.3a: $d_f < c_f * f_f + c_m * h_{fm}$; H-1.3b: $d_m < c_m * f_m + c_f * h_{mf}$).

H-2.1: Die berichteten Partnerschaftskonflikte hängen a) bei Frauen und b) bei Männern negativ mit der eigenen Partnerschaftszufriedenheit zusammen (Aktoreffekt H-2.1a: $i_f < 0$; H-2.1b: $i_m < 0$).

H-2.2: Die berichteten Partnerschaftskonflikte hängen a) bei Frauen und b) bei Männern negativ mit Partnerschaftszufriedenheit des Partners zusammen (Partnereffekt H-2.2a: $j_{mf} < 0$; H-2.2b: $j_{fm} < 0$).

H-3: Der Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung und der Partnerschaftszufriedenheit wird a) bei Frauen und b) bei Männern über die berichteten Partnerschaftskonflikte vermittelt (H-3a: $f_f * i_f > 0$; H-3b: $f_m * i_m > 0$).

H-4: Die Partnerschaftszufriedenheit hängt a) bei Frauen und b) bei Männern stärker mit der Zufriedenheit mit der familiären Arbeitsteilung zusammen als mit der tatsächlichen Aufteilung der familiären Arbeit. D.h. die Summe der Effekte der tatsächlichen Arbeitsteilung auf die Partnerschaftszufriedenheit, welche über die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung vermittelt werden, ist größer als die Summe der Effekte, die nicht über die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung vermittelt sind (H-4a: $c_f * g_f + c_f * f_f * i_f + c_f * h_{mf} * j_{fm} + c_m * f_m * j_{fm} + c_m * h_{fm} * i_f > e_f + d_f * i_f + d_m * j_{fm}$; H-4b: $c_m * g_m + c_m * f_m * i_m + c_m * h_{fm} * j_{mf} + c_f * f_f * j_{mf} + c_f * h_{mf} * i_m > e_m + d_m * i_m + d_f * j_{mf}$).

Methode

Stichprobe

An der Studie nahmen 207 deutschsprachige Schweizer Paare teil, welche hauptsächlich über Anzeigen in Kinderkrippen und Zeitungsinserate in den Kantonen Bern und Fribourg/Freiburg sowie im Bekanntenkreis der Studienmitarbeiter rekrutiert wurden und die folgende Einschlusskriterien erfüllten: beide Partner a) wohnten in einem gemeinsamen Haushalt, b) waren mindestens 15 Stunden pro Woche erwerbstätig, c) hatten ein gemeinsames Kind zwischen ein und fünf Jahren, und d) waren beide bereit teilzunehmen. Den Paaren wurde der Fragebogen zugeschickt oder durch Studienmitarbeiter überreicht. Die Teilnehmer wurden gebeten, die Fragebogen unabhängig vom Partner auszufüllen und per Post an das Psychologische Departement zurück zu schicken. Für die Teilnahme erhielten die Paare 50 Schweizer Franken (ca. 30 Euro).

Die teilnehmenden Frauen waren im Mittel 35.5 Jahre ($SD = 4.3$) alt, die Männer 38 Jahre ($SD = 5.3$); 55% der Frauen und 64% der Männer waren Akademiker. Die Partner waren durchschnittlich seit 11.1 Jahren ($SD = 4.7$) in einer stabilen Partnerschaft und wohnten im Mittel seit 8.7 Jahren in einem gemeinsamen Haushalt ($SD = 3.7$). 86.5% waren verheiratet und hatten zumeist zwei Kinder (im Durchschnitt hatten die Frauen 1.7 Kinder ($SD = .65$), die Männer 1.8 ($SD = .76$)). Das mittlere Alter des jüngsten (gemeinsamen) Kindes betrug 2.4 Jahre ($SD = 1.3$).

Erfasste Konstrukte

Schätzung des zeitlichen Aufwands für Berufs- und Familienarbeit. Die Teilnehmer schätzten ein, wie viele Stunden pro Woche sie selbst und wie viele Stunden ihr Partner für den Beruf (einschließlich des Arbeitswegs), für den Haushalt (Putzen, Kochen, Geschirrspülen, Wäschewaschen, Bügeln, Einkaufen usw.), für Instandhaltungs- und Reparaturarbeiten (z.B. Erledigen kleinerer Reparaturen, Gartenarbeit) und für die Kinderbetreuung (Wickeln, Baden, Essen geben, Spielen, bei Hausaufgaben helfen, Bring- und Abholdienste usw.) aufwenden. Für die drei Typen familiärer Arbeit (Haushalt, Instandhaltung und Kinderbetreuung) wurde zusätzlich erfasst, wie viele Stunden andere Personen (z.B. Haushaltshilfe oder andere Familienmitglieder) dafür aufwenden. Für jeden Tätigkeitsbereich wurden die Stundenzahl der Selbsteinschätzung sowie die vom Partner vorgenommene Fremdeinschätzung gemittelt³ (vgl. Wilkie et al. 1998). Da die Wochenstundenzahl für Instandhaltungs- und Reparaturarbeiten relativ gering war (Frauen: $M = 2.0$, Männer: $M = 3.4$), wurden die Stunden für Instandhaltungs- und Reparaturarbeiten zu den Tätigkeiten im Haushalt (Frauen: $M = 16.7$, Männer: $M = 9.3$) hinzugezählt. Daraus ergab sich eine gemeinsame Kategorie der Instandhaltungs-, Reparatur- und Haushaltsarbeiten, die im Folgenden als Hausarbeit bezeichnet wird.

Um ein direktes Maß für die Aufteilung der Erwerbsarbeit, der Hausarbeit sowie der Kinderbetreuung zu erhalten, wurde für die entsprechenden Arbeitsbereiche die vom Mann investierte Stundenzahl zur Gesamtzeit der in der Familie für diesen Arbeitsbereich aufgewendeten Stunden ins Verhältnis gesetzt. Wenn z.B. für die Kinderbetreuung der Mann 10 Stunden, die Frau 30 Stunden und eine weitere Person (z.B. Haushaltshilfe, Kindermädchen, Großeltern) 10 Stunden aufbringen, beträgt der relative Anteil des Mannes an der Kinderbetreuung $10/(10+30+10) = 0.2$. Analog wurde der Anteil des Mannes an der Hausarbeit und der Erwerbsarbeit berechnet (möglicher Range der jeweiligen Variablen zwischen 0 und 1).⁴

Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung. Mit je einem Item wurde die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit bzw. der Kinderbetreuung erfasst (z.B. „Wie zufrieden sind Sie mit der zwischen Ihnen und Ihrer Partnerin resp. Ihrem Partner bestehenden Aufteilung der Hausarbeit, die es insgesamt zu erledigen gibt?“). Die Einschätzung erfolgte auf einer sechsstufigen Skala (1 = „gar nicht“ bis 6 = „völlig“).

3 Sowohl bei Männern als auch bei Frauen lag die selbsteingeschätzte Stundenzahl bei den Haushalts-tätigkeiten um etwas mehr als eine Stunde über der vom Partner eingeschätzten Stundenzahl. Der Unterschied war in beiden Fällen signifikant ($t(201) \geq 2.02, p < .05$). Keinen nennenswerten Unterschied zwischen Selbst- und Fremdeinschätzung gab es bei der Einschätzung der Reparatur- und Instandhaltungsarbeiten ($t(200) \geq 1.39, p > .1$). Eine gegenläufige Diskrepanz zeigte sich bei der Einschätzung der für Kinderbetreuung benötigten Stundenzahl: für den Beitrag der Männer lag die Fremdeinschätzung der Frauen im Durchschnitt 1.9 Stunden über der Selbsteinschätzung der Männer ($t(200) = 2.28, p < .03$), während umgekehrt für den Beitrag der Frauen die Fremdeinschätzung der Männer 4.9 Stunden unter der Selbsteinschätzung der Frauen lag ($t(201) = 3.92, p < .001$). Mit Ausnahme der Einschätzung der für die Kinderbetreuung aufgewandten Zeit der Männer war somit die Selbsteinschätzung höher als die Fremdeinschätzung. Durch die Mittelung der Selbst- und Fremdeinschätzung werden diese Perspektiveneffekte beseitigt.

4 Der relative Anteil, den andere Personen an der Hausarbeit bzw. Kinderbetreuung übernahmen, betrug im Mittel 6% bzw. 15%.

Partnerschaftszufriedenheit. Die Partnerschaftszufriedenheit wurde mit einer von ursprünglich sieben auf fünf Items reduzierten und leicht modifizierten Version der Relationship Assessment Scale (RAS; Hendrick 1988, deutsche Version von Sander und Böcker 1993) erfasst: 1) „Wie gut wird Ihr Partner bzw. Ihre Partnerin Ihren Bedürfnissen gerecht?“, 2) „In welchem Maß erfüllt diese Partnerschaft Ihre ursprünglichen Erwartungen?“, 3) „Wie zufrieden sind Sie insgesamt gesehen mit Ihrer Partnerschaft?“, 4) „Wie gut ist Ihre Partnerschaft verglichen mit den meisten anderen?“, 5) „Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer sexuellen Beziehung?“ Das letzte Item wurde hinzugefügt. Die Fragen wurden auf einer sechsstufigen Skala beantwortet (1 = „gar nicht“ bis 6 = „völlig“ bzw. 1 = „sehr schlecht“ bis 6 = „sehr gut“). Cronbachs Alpha betrug .86 bei den Frauen und .89 bei den Männern.

Partnerschaftskonflikte. Mit der Aufforderung „Bitte geben Sie an, wie konfliktreich folgende Bereiche in Ihrer Partnerschaft sind“, wurde das Konfliktpotential für die folgenden Bereiche erfasst: finanzielle Angelegenheiten; Freizeitgestaltung; Arbeitsteilung im Haushalt; Sexualität; Beruf/Arbeit; persönliche Eigenheiten und Bedürfnisse; Beziehungen zu Freunden und Verwandten; Arbeitsteilung der Betreuung und Versorgung der Kinder; Erziehungsfragen⁵. Jeder Bereich wurde von beiden Partnern auf einer sechsstufigen Skala von 1 = „gar nicht konfliktreich“ bis 6 = „sehr konfliktreich“ eingeschätzt. Die interne Konsistenz dieser eindimensionalen Skala war zufriedenstellend: Cronbachs Alpha betrug .74 bei den Frauen und .77 bei den Männern.

Statistische Analysen

Zu Beginn werden auf Mittelwertvergleichen und Korrelationen basierende deskriptive Ergebnisse berichtet. Anschließend erfolgt die Überprüfung der Hypothesen im Rahmen von Strukturgleichungsmodellen, welche durch die simultane Erfassung von Angaben beider Partner innovative Auswertungsmöglichkeiten erlauben. Basismodell ist das in Abbildung 1 dargestellte Aktor-Partner-Interdependenz-Modell⁶ (APIM; Kenny et al. 2006), das um Mediatorvariablen erweitert wurde (Ledermann/Bodenmann 2006). Um das Basismodell zu vereinfachen, wurde systematisch geprüft, ob sich Pfade bei Männern und Frauen unterscheiden und ob spezifische direkte Effekte (Pfade *d*, *e* oder *g*) auf Null fixiert werden können. Dazu wurden in einem ersten Schritt zur Überprüfung von Geschlechtsunterschieden jeweils ein modifiziertes Modell gerechnet, in dem die korrespondierenden Pfade für beide Partner gleichgesetzt wurden (z.B. $f_f = f_m$). Der Fit dieses modifizierten Modells wurde dann mit dem Fit des Basismodells verglichen. Die Fit-Differenz der beiden Modelle folgt einer χ^2 -Verteilung, die so viele Freiheitsgrade hat, wie Parameter im beschränkten Modell weniger geschätzt werden. Wenn der dem χ^2 -Wert

5 Der eingesetzte Fragebogen enthielt ebenfalls das Item „Ansichten über Politik, Religion usw.“, das nicht wie alle übrigen Items auf dem gleichen Faktor lud und deshalb nicht in die Skala einbezogen wurde (Meuwly 2007).

6 In den Analysen wurden die absoluten Stunden, die Männer und Frauen für den Beruf und die Hausarbeit bzw. Kinderbetreuung aufwenden, nicht berücksichtigt, obwohl dies von Kenny et al. (2006) gefordert wird, um Haupt- von Interaktionseffekten trennen zu können. Allerdings veränderten sich die hier berichteten Effekte nicht substantiell, wenn die absolute Stundenzahl beider Partner einbezogen wurde.

zugeordnete p -Wert $< .05$ ist, bedeutet dies, dass die korrespondierenden Pfade für Frauen und Männern verschieden sind.

In einem zweiten Schritt wurden dann drei weitere Modelle gerechnet, in denen die direkten Effekte beider Partner auf Null gesetzt waren ($d_f = d_m = 0$, bzw. $e_f = e_m = 0$ bzw. $g_f = g_m = 0$). Der Fit dieser Modelle wurde dann wieder mit dem Basismodell bzw. wenn keine Geschlechtseffekte in den geprüften Pfaden vorlagen, mit dem modifizierten Modell verglichen. Zum Schluss berechneten wir ein vereinfachtes Endmodell, in welchem sämtliche Pfade für beide Partner gleichgesetzt und direkte Pfade beider Partner auf Null fixiert wurden, wenn die vorangegangene Überprüfung keine signifikante Verschlechterung des Modellfits ($p < .05$) ergeben hatte. Von diesem Endmodell berichteten wir die Regressionskoeffizienten.

Um zu prüfen, ob der Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung und der Partnerschaftszufriedenheit durch die erlebten Konflikte mediiert wird, berechneten wir jeweils den indirekten Effekt. Bei den Frauen liegt ein Mediationseffekt vor, wenn sowohl die einzelnen Pfade f_f und i_f wie auch das Produkt der Pfade $f_f * i_f$, d.h. der gesamte indirekte Effekt, signifikant sind. Bei den Männern müssen die korrespondierenden Koeffizienten f_m , i_m und $f_m * i_m$ signifikant sein (Ledermann/Bodenmann 2006; Shrout/Bolger 2002). Falls bei Berücksichtigung einer Mediationsvariable der direkte Effekt (im Beispiel g_f bzw. g_m) signifikant ist, handelt es sich um eine partielle Mediation, ansonsten um eine vollständige Mediation.

Die Analysen wurden mit *Mplus 5* (Muthén/Muthén 2007) gerechnet. Dieses Programm schätzt Standardfehler für die indirekten Effekte und erleichtert dadurch die Signifikanzprüfung. Da die Daten nicht normalverteilt waren, wurde zur Berechnung der Standardfehler Bootstrap-Analysen durchgeführt (mit 500 bootstrap-samples).

Ergebnisse

Deskriptive Analysen

Bei den untersuchten Paaren waren Erwerbs- und Familienarbeit überwiegend traditionell aufgeteilt. Die Männer waren 17.5 Stunden pro Woche länger mit beruflichen Tätigkeiten (inklusive Arbeitsweg) beschäftigt als ihre Frauen (M (SD): 45.6 (11.4) vs. 28.1 (8.4), $t(206) = 17.22$, $p < .001$), während sie deutlich weniger Zeit als diese mit Hausarbeit (12.6 (6.4) vs. 18.9 (7.9), $t(206) = 11.12$, $p < .001$) und Kinderbetreuung (23.7 (11.0) vs. 38.5 (13.1), $t(206) = 15.04$, $p < .001$) verbrachten. Zählt man die für Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung geleisteten Stunden zusammen, dann war der gesamte Arbeitsaufwand der Männer etwa 3.5 Stunden pro Woche geringer als der ihrer Frauen (82.0 (13.4) vs. 85.5 (15.4), $t(206) = 3.99$, $p < .001$). Männer waren mit der Aufteilung der Hausarbeit ($t(202) = 5.40$, $p < .001$) und der Aufteilung der Kinderbetreuung zufriedener als Frauen ($t(202) = 2.22$, $p = .028$) (vgl. Tab. 1). Im wahrgenommenen Konfliktpotential und in der Partnerschaftszufriedenheit gab es dagegen keine Geschlechtsunterschiede ($t(206) \leq 1.39$, $p > .1$).

Aus den Korrelationen in Tabelle 1 geht hervor, dass der Anteil der Männer an der Hausarbeit und Kinderbetreuung umso geringer war, je mehr Zeit sie im Verhältnis zu ih-

ren Frauen für den Beruf benötigten. Interessant ist, dass bei Männern, die sich stärker an der Hausarbeit und Kinderbetreuung beteiligten, nicht nur ihre Partnerinnen mit der Arbeitsteilung zufriedener waren, sondern auch sie selbst. Ferner war die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Kinderbetreuung – nicht aber die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit – bei beiden Partnern umso höher, je geringer der relative Anteil an Zeit war, den Männer für den Beruf investierten.

Tabelle 1: Korrelationen, Mittelwerte und Standardabweichungen der Variablen
($N = 207$ Paare)

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
1 Relativer Anteil der Männer an Erwerbsarbeit											
2 Relativer Anteil der Männer HA	-.68***										
3 Relativer Anteil der Männer KB	-.64***	.57***									
4 Zufriedenheit mit Aufteilung HA Frauen	-.11	.36***	.20**								
5 Zufriedenheit mit Aufteilung HA Männer	-.14	.19**	.14*	.22**							
6 Zufriedenheit mit Aufteilung KB Frauen	-.18**	.23**	.27***	.52***	.19**						
7 Zufriedenheit mit Aufteilung KB Männer	-.29***	.33***	.23**	.31***	.54***	.33***					
8 Partnerschaftskonflikte Frauen	.03	-.16*	.00	-.45***	-.20**	-.39***	-.13				
9 Partnerschaftskonflikte Männer	.13	-.20**	-.07	-.28***	-.23**	-.19**	-.32***	.46***			
10 Partnerschaftszufriedenheit Frauen	-.01	.07	.06	.48***	.16*	.36***	.18*	-.59***	-.40**		
11 Partnerschaftszufriedenheit Männer	.00	.02	-.05	.20**	.19**	.18*	.30***	-.37***	-.61***	.59***	
<i>Mittelwert</i>	.62	.38	.32	4.33	4.83	4.72	4.90	2.57	2.54	4.85	4.77
<i>(SD)</i>	.10	.12	.11	1.21	.94	1.16	1.02	.76	.75	.79	.88

Anmerkung: HA = Hausarbeit; KB = Kinderbetreuung. * $p < .05$; ** $p < .01$; *** $p < .00$

Männer und Frauen, die zufriedener waren mit der Aufteilung der Hausarbeit, waren auch zufriedener mit der Aufteilung der Kinderbetreuung, und ihre Partner waren mit der Arbeitsteilung in beiden Bereichen zufriedener. Sowohl die eigene Zufriedenheit mit der familiären Arbeitsteilung als auch die des Partners ging mit weniger wahrgenommenen Konflikten und einer höheren Partnerschaftszufriedenheit einher. Dagegen war weder der

Anteil, den Männer an der Erwerbsarbeit hatten, noch der Anteil, den sie an der Kinderbetreuung hatten, mit den wahrgenommenen Konflikten oder der Partnerschaftszufriedenheit assoziiert. Lediglich die Aufteilung der Hausarbeit war schwach mit den von beiden Partnern wahrgenommenen Konflikten assoziiert, jedoch nicht mit der Partnerschaftszufriedenheit. Wie erwartet war die Partnerschaftszufriedenheit umso höher, je geringer die selbst berichteten Konflikte wie auch die berichteten Konflikte des Partners waren. Insgesamt passt das Muster an Korrelationen gut zu den in den Hypothesen formulierten Vorhersagen.

Ergebnisse zur Aufteilung der Hausarbeit

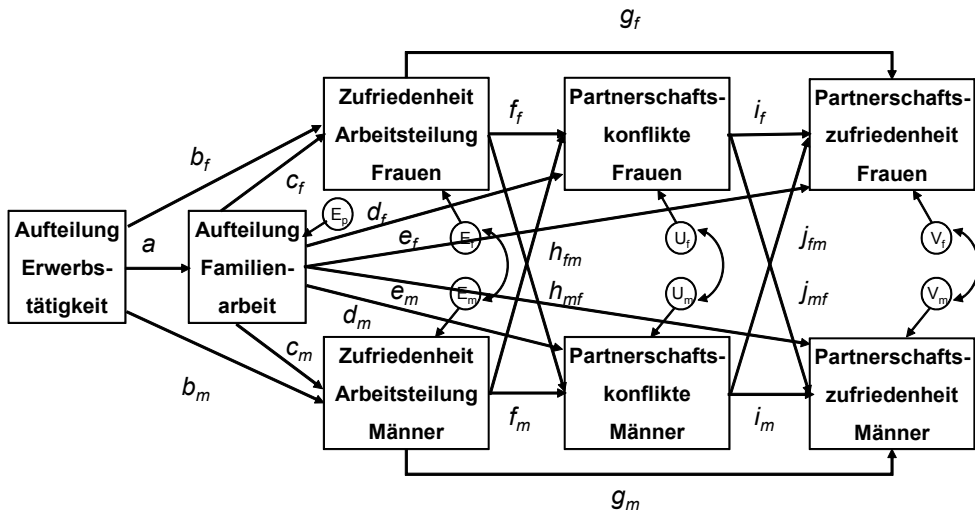
Vereinfachung des Modells

Das Basismodell für die Aufteilung der Hausarbeit (vgl. Abb. 1) war sehr gut mit den Daten vereinbar ($\chi^2(6) = 2.27, p = .894, CFI = 1, RMSEA < .001, \text{bootstrap-}p = .976$). Die Überprüfung von Geschlechtsunterschieden ergab, dass folgende Effekte sich nicht zwischen Frauen und Männern unterschieden ($\Delta\chi^2(1) \leq 1.90, p \geq .168$): die direkten Effekte des Anteils der Männer an der Hausarbeit auf die Partnerschaftskonflikte ($d_f = d_m$), die direkten Effekte des Anteils der Männer an der Hausarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit ($e_f = e_m$), die Partnereffekte der Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit auf die berichteten Konflikte ($h_{mf} = h_{fm}$) sowie die Partnereffekte der berichteten Konflikte auf die Partnerschaftszufriedenheit ($j_{mf} = j_{fm}$). In den übrigen Pfaden (b, c, f, g und i) gab es dagegen signifikante Unterschiede zwischen Frauen und Männern ($\Delta\chi^2(1) \geq 3.90, p \leq .049$).

Die weitere Überprüfung ergab, dass die direkten Effekte des Anteils, den Männer an der Hausarbeit leisten, auf die Partnerschaftskonflikte (d_f und d_m) Null waren ($\Delta\chi^2(1) = 0.51, p = .476$). Von Null verschieden waren dagegen die direkten Effekte des Anteils der Männer an der Hausarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit (e_f und e_m) ($\Delta\chi^2(1) = 6.34, p = .012$), sowie die direkten Effekte der Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit (g_f und g_m) ($\Delta\chi^2(2) = 26.77, p \leq .001$).

Abschließend berechneten wir ein vereinfachtes Endmodell, aus dem wir die Pfade d_f und d_m entfernten und die Pfade für Männer und Frauen gleich setzten, die sich nicht signifikant unterschieden. Der Fit dieses Modells war nicht signifikant schlechter als der Fit des Basismodells ($\Delta\chi^2(5) = 3.47, p = .629$) und zeigt an, dass auch das vereinfachte Modell sehr gut zu den beobachteten Daten passte ($\chi^2(11) = 5.73, p = .891, CFI = 1, RMSEA < .001, \text{bootstrap-}p = .952$).

Abbildung 1: Theoretische Modellierung der Zusammenhänge im Rahmen eines um Mediatorvariablen erweiterten Aktor-Partner-Interdependenz-Modells



Anmerkung: Dieses Modell wird für die Hausarbeit und die Kinderbetreuung getrennt berechnet, d.h. die Aufteilung der Familienarbeit und die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung beziehen sich jeweils auf den entsprechenden Bereich (Hausarbeit bzw. Kinderbetreuung).

Interpretation der Koeffizienten des Modells

Die Koeffizienten des vereinfachten Endmodells werden in Tabelle 2 berichtet. Sie lassen sich folgendermaßen interpretieren: Je größer der Anteil der Männer an der Erwerbsarbeit war, desto geringer war ihr relativer Beitrag an der Hausarbeit ($\beta a = -.68$). Frauen waren umso zufriedener mit der Aufteilung der Hausarbeit, je größer der Anteil ihres Partners an der Erwerbstätigkeit war ($\beta b_f = .25$) und je mehr sich ihr Partner unabhängig davon für die Hausarbeit engagierte ($\beta c_f = .52$). Bei Männern gab es diese Zusammenhänge nicht (βb_m und βc_m n.s.).

Beide Partner gaben an, mehr Konflikte zu erleben, wenn sie selbst unzufrieden mit der Aufteilung der Hausarbeit waren. Dieser Aktoreffekt war, wie von H-1.1 vorhergesagt, bei Frauen stärker ausgeprägt als bei Männern ($\beta f_f = -.41$ vs. $\beta f_m = -.21$; $\chi^2(1) = 3.91, p = .048$). Darüber hinaus hatte auch die Zufriedenheit des Partners mit der Aufteilung der Hausarbeit einen Effekt auf die berichteten Konflikte ($\beta h \leq -.15$)⁷. Je zufriedener also Männer und Frauen mit der Arbeitsteilung waren, desto weniger Partnerschaftskonflikte berichtete ihr Partner (Bewährung H-1.2a und b).

Der Zusammenhang zwischen dem Anteil des Mannes an der Hausarbeit und den Partnerschaftskonflikten wurde für beide Partner vollständig über die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung vermittelt (die Summe der indirekten Effekte waren signifikant [Frau-

7 Da die unstandardisierten Koeffizienten gleichgesetzt waren, sind Unterschiede in den standardisierten Koeffizienten auf Unterschiede in den Varianzen zurückzuführen.

en: $\Lambda = -.24$, $z = -4.84$, $p < .00$; Männer: $\Lambda = -.14$, $z = -3.76$, $p < .001$], die direkten Effekte d_f und d_m dagegen Null), was H-1.3a und b bestätigt. Die Partnerschaftszufriedenheit war in Übereinstimmung mit H-2.1 bei beiden Partnern deutlich höher, wenn sie selbst weniger Konflikte berichteten, wobei der Effekt bei den Männern ausgeprägter war, als bei den Frauen ($\beta_{i_f} = -.42$ vs. $\beta_{i_m} = -.55$: $\chi^2(1) = 4.45$, $p = .035$). Unabhängig davon war die Partnerschaftszufriedenheit ebenfalls höher, wenn der Partner bzw. die Partnerin weniger Konflikte berichtete ($\beta_j \leq -.14$), was H-2.2a und H-2.2b bestätigt. Bei beiden Partnern war die Partnerschaftszufriedenheit umso geringer, je höher der Beitrag der Männer an der Hausarbeit war ($\beta_e \leq -.11$). Die negative Richtung dieses Zusammenhangs ist zumindest bei den Frauen unerwartet. Zu beachten ist jedoch, dass es sich um einen Nettoeffekt handelt, d.h. der Einfluss, den die wahrgenommenen Konflikte beider Partner sowie die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit haben, ist kontrolliert.

Tabelle 2: Modellparameter für die Hausarbeit und Kinderbetreuung ($N = 207$ Paare)

	Hausarbeit			Kinderbetreuung		
	R ²	B (SE)	β	R ²	B (SE)	β
Anteil der Männer an der Familienarbeit (aV)	.46			.41		
<i>a</i> Anteil der Männer an der Erwerbsarbeit		-.86 .07	-.68***		-.73 .06	-.64***
Zufriedenheit der Frauen mit der Arbeitsteilung (aV)	.16			.06		
<i>b_f</i> Anteil der Männer an der Erwerbsarbeit		3.12 1.14	.25**		-1.63 1.07	-.14
<i>c_f</i> Anteil der Männer an der Familienarbeit		5.27 .86	.52***		1.52 .70	.14*
Zufriedenheit der Männer mit der Arbeitsteilung (aV)	.04			.08		
<i>b_m</i> Anteil der Männer an der Erwerbsarbeit		-.11 .88	-.01		-1.63 1.07	-.15
<i>c_m</i> Anteil der Männer an der Familienarbeit		1.40 .83	.18		1.52 .70	.16*
Von Frauen berichtete Partnerschaftskonflikte (aV)	.21			.14		
<i>f_f</i> Zufriedenheit der Frauen mit der Arbeitsteilung		-.26 .04	-.41***		-.23 .03	-.36***
<i>h_{mf}</i> Zufriedenheit der Männer mit der Arbeitsteilung		-.12 .03	-.15***		-.03 .03	-.04
Von Männern berichtete Partnerschaftskonflikte (aV)	.10			.11		
<i>f_m</i> Zufriedenheit der Männer mit der Arbeitsteilung		-.17 .05	-.21**		-.23 .03	-.32***
<i>h_{mf}</i> Zufriedenheit der Frauen mit der Arbeitsteilung		-.12 .03	-.19***		-.03 .03	-.05
Partnerschaftszufriedenheit der Frau (aV)	.43			.41		
<i>e_f</i> Anteil der Männer an der Familienarbeit		-.83 .34	-.13*		(auf Null fixiert)	
<i>g_f</i> Zufriedenheit der Frauen mit der Arbeitsteilung		.18 .04	.28***		.10 .03	.14**
<i>i_f</i> Von Frauen berichtete Partnerschaftskonflikte		-.44 .06	-.42***		-.53 .04	-.50***
<i>j_{fm}</i> Von Männern berichtete Partnerschaftskonflikte		-.16 .04	-.15***		-.16 .04	-.15***
Partnerschaftszufriedenheit der Männer (aV)	.40			.36		
<i>e_m</i> Anteil der Männer an der Familienarbeit		-.83 .34	-.11*		(auf Null fixiert)	
<i>g_m</i> Zufriedenheit der Männer mit der Arbeitsteilung		.05 .05	.05		.10 .03	.12**
<i>i_m</i> Von Männern berichtete Partnerschaftskonflikte		-.64 .06	-.55***		-.53 .04	-.47***
<i>j_{mf}</i> Von Frauen berichtete Partnerschaftskonflikte		-.16 .04	-.14***		-.16 .04	-.14***

Im Modell für die Hausarbeit sind die Pfade e, h und j der Frauen und Männer gleichgesetzt, im Modell für die Kinderbetreuung dagegen alle Pfade.

Die Pfade d_f und d_m in Abb. 1 sind in beiden Modellen auf Null fixiert. * $p < .05$; ** $p < .01$; *** $p < .001$

Überprüfung der Mediatoreffekte

Die Mediatorhypothese H-3, die besagt, dass die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung sich indirekt über das wahrgenommene Konfliktpotential auf die Partnerschaftszufriedenheit auswirkt, konnte bestätigt werden. Bei beiden Partnern waren sowohl die einzelnen Pfade (f_f und i_f , sowie f_m und i_m) wie auch deren Produkt signifikant (Frauen: $\beta f_f * i_f = .17$, $z = 4.68$, $p < .001$; Männer: $\beta f_m * i_m = .12$, $z = 3.37$, $p < .001$). Neben der soeben beschriebenen Mediation durch Aktoreffekte bestand auch eine signifikante Mediation durch Partnereffekte. So ging z.B. eine höhere Zufriedenheit der Frauen mit der Arbeitsteilung damit einher, dass der Partner weniger Konflikte berichtete (Partnereffekt: $\beta h_{mf} = -.19$), was sich wiederum günstig auf die Partnerschaftszufriedenheit der Frauen auswirkte (Partnereffekt: $\beta j_{fm} = -.15$). Aus dem Produkt der beiden Partnereffekte ergibt sich der Partner-Mediatoreffekt, der zwar sehr klein aber dennoch signifikant war ($\beta h_{mf} * j_{fm} = .03$, $z = 2.83$, $p = .005$). Der korrespondierende Partner-Mediatoreffekt für die Männer, der erfasst, welchen Anteil das Konflikterleben der Frauen am Zusammenhang zwischen der von den Männern berichteten Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung und ihrer Partnerschaftszufriedenheit hat, war vergleichbar ($\beta h_{fm} * j_{mf} = .02$, $z = 2.63$, $p = .008$).

Bei den Frauen war die Partnerschaftszufriedenheit auch nach Kontrolle der berichteten Partnerschaftskonflikte umso höher, je zufriedener sie mit der Aufteilung der Hausarbeit waren ($\beta g_f = .28$). Bei den Männern gab es dagegen keinen direkten Effekt der Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung auf die Partnerschaftszufriedenheit (βg_m , n.s.). Somit wurde der Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit und der Partnerschaftszufriedenheit bei den Frauen partiell und bei den Männern vollständig durch die wahrgenommenen Konflikte mediiert.

Gemäß H-4a und H-4b war der gesamte indirekte Effekt der Aufteilung der Hausarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit, der über die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung läuft, sowohl bei den Frauen ($\Delta\chi^2(1) = 26.09$, $p < .001$) wie auch bei den Männern ($\Delta\chi^2(1) = 16.13$, $p < .001$) größer als die Summe der Effekte, die nicht über die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung laufen (die Summe dieser Effekte reduzierte sich hier auf den direkten Effekt von e_m bzw. e_f da d_f und d_m auf Null fixiert waren). Die Summe der indirekten Effekte der Arbeitsteilung der Hausarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit betrug für die Frauen: $\Lambda = .27$, $z = 5.13$, $p < .001$; für die Männer: $\Lambda = .12$, $z = 3.71$, $p < .001$.

Ergebnisse zur Aufteilung der Kinderbetreuung

Vereinfachung des Modells

Auch bei der Modellierung der Aufteilung der Kinderbetreuung war das Basismodell sehr gut mit den Daten vereinbar ($\chi^2(6) = 2.49$, $p = .870$, $CFI = 1$, $RMSEA < .001$, bootstrap- $p = .956$). Lediglich die direkten Pfade von der Aufteilung der Kinderbetreuung zur Partnerschaftszufriedenheit (e_m und e_f) waren für Männer und Frauen signifikant verschieden ($\Delta\chi^2(1) = 4.65$, $p = .031$), alle anderen Pfade (b , c , d , f , g , h , i und j) konnten dagegen für Männer und Frauen gleich gesetzt werden ($\Delta\chi^2(1) \leq 3.61$, $p \geq .058$). Allerdings waren die direkten Effekte e_f und e_m nicht signifikant von Null verschieden ($\Delta\chi^2(2) = 3.33$, $p = .189$), ebenso wenig wie die direkten Effekte von der Aufteilung der Kinderbetreuung auf die

Partnerschaftskonflikte ($d_f = d_m = 0$) ($\Delta\chi^2(1) = 1.89, p = .169$). Nur die direkten Effekte von der Zufriedenheit mit der Aufteilung der Kinderbetreuung auf die Partnerschaftszufriedenheit (g_f und g_m) waren signifikant größer Null ($\Delta\chi^2(1) = 12.17, p \leq .001$).

Das vereinfachte Modell aus dem die Pfade d_f, d_m, e_f und e_m entfernt wurden und sämtliche Pfade für Männer und Frauen gleichgesetzt waren, hatte keinen schlechteren Fit als das Basismodell ($\Delta\chi^2(11) = 15.77, p = .150$) und passte sehr gut zu den beobachteten Daten ($\chi^2(17) = 18.26, p = .373, CFI = .998, RMSEA = .019, \text{bootstrap-}p = .594$).

Interpretation der Koeffizienten des Modells

Die Männer beteiligten sich umso weniger an der Kinderbetreuung, je mehr sie zur Erwerbsarbeit beitrugen ($\beta a = -.64$) (vgl. Tab. 2). Beide Partner waren mit der Aufteilung der Kinderbetreuung zufriedener, wenn sich der Mann stärker an der Kinderbetreuung beteiligte ($\beta c \geq .14$), der Anteil der Männer an der Erwerbsarbeit hatte darauf keinen Einfluss ($\beta b, n.s.$). Beide Partner gaben an, mehr Konflikte zu erleben, wenn sie selbst unzufrieden mit der Aufteilung der Kinderbetreuung waren ($\beta f \leq -.32$). Entgegen den Erwartungen war jedoch dieser Aktoreffekt bei Frauen nicht höher als bei Männern ($\chi^2(1) = 0.57, p = .449$, Widerlegung H-1.1) und es gab keine korrespondierenden Partnereffekte ($\beta h, n.s.$, Widerlegung H-1.2a und b). Wie bereits im Modell für die Hausarbeit konnten die direkten Effekte der Aufteilung der Kinderbetreuung auf die Partnerschaftskonflikte auf Null gesetzt werden, d.h. im Einklang mit H-1.3 bestand für beide Partner lediglich ein indirekter Zusammenhang zwischen der Arbeitsteilung der Kinderbetreuung und den berichteten Partnerschaftskonflikten, welcher über die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung verlief. Die Summe der indirekten Effekte war signifikant ($\Lambda = -.06, z \geq -2.14, p < .05$). Die Partnerschaftszufriedenheit beider Partner war umso geringer, je mehr Partnerschaftskonflikte sie selber und auch ihr Partner wahrgenommen hatten (Aktoreffekte: $\beta i \leq -.47$, Partnereffekte: $\beta j \leq -.14$), was H-2.1 und H-2.2 bestätigt. Unabhängig davon war die Partnerschaftszufriedenheit bei beiden Partnern umso höher, je zufriedener sie mit der Aufteilung der Kinderbetreuung waren ($\beta g \geq .12$).

Überprüfung der Mediatoreffekte

Bei beiden Partnern waren sowohl die einzelnen Aktoreffekte (f und i), wie auch deren Produkt signifikant ($\beta f * i \geq .15, z \geq 6.44, p < .001$). Dies bestätigt Mediatorhypothese H-3, die besagt, dass die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Kinderbetreuung sich über das wahrgenommene Konfliktpotential auf die Partnerschaftszufriedenheit auswirkt. Die Partner-Mediatoreffekte waren dagegen nicht signifikant ($\beta h * j = .01, z \leq 0.96, p \geq .335$). Da auch die direkten Effekte (g_f resp. g_m) signifikant waren, liegt für beide Partner eine partielle Mediation vor.

Der gesamte indirekte Effekt den die Aufteilung der Kinderbetreuung auf die Partnerschaftszufriedenheit hat, war klein, aber signifikant ($\Lambda = .06, z \geq 2.12, p < .05$). Da die Summe der Effekte, die nicht über die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Kinderbetreuung vermittelt sind, Null war, bestätigt dieses Ergebnis H-4, die besagt, dass die subjektive Bewertung der Arbeitsteilung bedeutender für die Partnerschaftszufriedenheit ist als die tatsächliche Aufteilung der Kinderbetreuung.

Diskussion

Ziel der vorliegenden Studie war es, zu untersuchen, wie sich die Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung auf die Partnerschaftszufriedenheit von Eltern, die beide berufstätig sind, auswirkt. Unsere zentrale Erwartung war, dass weniger der Anteil der geleisteten Stunden, sondern vielmehr die subjektive Bewertung der bestehenden Aufteilung die Partnerschaftszufriedenheit beider Partner beeinflusst. Dabei gingen wir davon aus, dass Männer und Frauen, die mit der Aufteilung der Familienarbeit zufrieden sind, weniger Partnerschaftskonflikte erleben und dadurch wiederum zufriedener mit ihrer Partnerschaft sind. Um diese Erwartungen zu überprüfen, wurden Einschätzungen von beiden Partnern erhoben und in einem erweiterten Aktor-Partner-Interdependenzmodell berechnet. Sowohl für die Aufteilung der Hausarbeit als auch für die Aufteilung der Kinderbetreuung, die den Empfehlungen von Ishii-Kuntz und Coltrane (1992; Coltrane 2000) folgend, getrennt betrachtet wurden, konnten die zentralen Erwartungen bestätigt werden.

In den Korrelationsanalysen zeigte sich kein Zusammenhang zwischen der Partnerschaftszufriedenheit und der tatsächlichen Aufteilung der Kinderbetreuung bzw. Hausarbeit. Dagegen war im berechneten Aktor-Partner-Modell der direkte Effekt der Aufteilung der Hausarbeit auf die Partnerschaftszufriedenheit (der für beide Partner gleichgesetzt werden konnte) signifikant, der Effekt war jedoch klein. Inhaltlich besagt dieser Partialeffekt, dass die vom Einfluss der erlebten Konflikte (sowie der Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung) bereinigte Partnerschaftszufriedenheit der Männer, aber auch die der Frauen tendenziell geringer ist, wenn die Männer einen größeren Anteil an der Hausarbeit übernehmen. Dieser negative Effekt könnte durch Geschlechterrollenideologien bestimmt sein: durch die Sozialisation haben beide Partner gelernt, dass die Frau hauptsächlich für die Hausarbeit zuständig ist. Trotz einer erhöhten Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung könnten Bewertungsprozesse, wie „bin ich eine gute Frau resp. ein guter Mann, wenn sich der Mann vermehrt für die Hausarbeit engagiert“ diesen direkten negativen Zusammenhang als Diskrepanz zum positiven indirekten Effekt erklären.

Weitere Analysen zeigen, dass die tatsächliche Aufteilung der Hausarbeit bzw. Kinderbetreuung hauptsächlich einen über die Zufriedenheit mit dieser Aufteilung vermittelten indirekten Effekt auf die wahrgenommenen Partnerschaftskonflikte (Bewährung H-1.3) und die Partnerschaftszufriedenheit (Bewährung H-4) hatte. Mit der Partnerschaftszufriedenheit deutlich assoziiert war die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung. Insgesamt zeigen unsere Ergebnisse, dass nicht die tatsächliche Aufteilung der familiären Arbeit, sondern deren Bewertung durch die Partner entscheidend ist für das Klima in der Partnerschaft. Sie stimmen überein mit den Ergebnissen anderer Studien, in denen die Zufriedenheit mit der Aufteilung der familiären Arbeit bzw. die Wahrnehmung der Gerechtigkeit der Aufteilung untersucht wurde (z.B. Blair 1998; Mikula et al. 2008; Voydanoff/Donnelly 1999; Yogeve/Brett 1985).

Darüber hinaus konnten wir belegen, dass der Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit der Aufteilung der familiären Arbeit und der Partnerschaftszufriedenheit zumindest partiell über die Konflikthäufigkeit mediiert wurde (Bewährung H-3). Eine höhere Zufriedenheit mit der Aufteilung der familiären Arbeit reduzierte die wahrgenommenen Partnerschaftskonflikte, was wiederum einen positiven Effekt auf die eigene Partnerschaftszufriedenheit wie auch die des Partners hatte (Bewährung H-2.1 und 2.2).

Unterschiede zwischen Hausarbeit und Kinderbetreuung

Vergleicht man beide Tätigkeitsbereiche, fällt auf, dass es nur bezüglich der Hausarbeit Geschlechtsunterschiede im Muster der Zusammenhänge gab. Im Hinblick auf die Kinderbetreuung waren die Effekte für Männer und Frauen dagegen gleich. Im Gegensatz zur Hausarbeit und entgegen unserer Erwartung (Widerlegung H-1.1 und 1.2 für die Kinderbetreuung) beeinflusste die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Kinderbetreuung lediglich die selbst berichteten Konflikte, nicht aber die vom Partner berichteten Konflikte (kein Partnereffekt). Dies hängt möglicherweise damit zusammen, dass die Aufteilung der Kinderbetreuung weniger häufig Konfliktthema in der Partnerschaft war als die Aufteilung der Hausarbeit (dies geht aus den entsprechenden Einzelitems der Konfliktskala hervor).

Der Anteil, den Männer an der Kinderbetreuung und an der Hausarbeit übernahmen, korrelierte hoch miteinander. Das heißt: Männer, die sich stärker an der familiären Arbeit beteiligten, taten dies sowohl bei der Kinderbetreuung als auch bei der Hausarbeit. Wie viel sie für Familienarbeit investierten, hing dabei maßgeblich von der Aufteilung der Berufsarbeit ab. Die Zufriedenheit mit der Aufteilung in beiden Bereichen war ebenfalls hoch korreliert. Bemerkenswert ist, dass insbesondere die Männer eine deutlich höhere Zufriedenheit mit der Aufteilung der Kinderbetreuung berichteten, wenn sie selbst weniger für den Beruf arbeiteten. Diese Ergebnisse zeigen, dass die Aufteilung der beruflichen Arbeit zwischen den Partnern eng mit der Aufteilung der familiären Arbeit, aber auch mit der Bewertung dieser Aufteilung assoziiert ist.

Trotz Übereinstimmungen zwischen Kinderbetreuung und Hausarbeit ist es wichtig, dass beide Tätigkeitsbereiche separat erfasst und betrachtet werden (Coltrane 2000; Ishii-Kuntz/Coltrane 1992) u.a. auch deshalb, weil die Betreuung der Kinder sowohl von Männern als auch von Frauen in der Regel positiver bewertet werden als Hausarbeitstätigkeiten (Gager 1998; Kroska 2003).

Geschlechtsunterschiede

Auch in unserer Studie leisteten die Frauen einen deutlich größeren Beitrag zur Hausarbeit und Kinderbetreuung als die Männer, während die Männer umgekehrt einen größeren Anteil an der Erwerbstätigkeit hatten. Bemerkenswert ist, dass nicht nur die Frauen sondern auch die Männer umso zufriedener mit der Aufteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung waren, je größer ihr eigener Anteil an der entsprechenden Tätigkeit war. Dieses Ergebnis, das sich am deutlichsten in den Korrelationen zeigt, bedeutet auch, dass Männer die weniger engagiert in der Hausarbeit und bei der Kinderbetreuung sind, diesen Zustand auch weniger befriedigend empfinden, möglicherweise auch deshalb, weil sie ein eher egalitäres Ideal der Arbeitsteilung befürworten.

Wie bereits erwähnt, gab es bezüglich der Hausarbeit signifikante Unterschiede zwischen Frauen und Männern. So zeigt sich im berechneten Modell, dass die Zufriedenheit der Frauen mit der Aufteilung der Hausarbeit deutlich höher war, wenn die Männer relativ gesehen einen größeren Anteil an der Hausarbeit übernahmen. Bei den Männern gab es diesen Zusammenhang dagegen nicht. Interessant ist auch, dass bei den Frauen die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit höher war, wenn die Männer mehr Zeit für den Beruf aufwandten. Das heißt, dass die Frauen bei der Zufriedenheitsbeurteilung der Arbeitsteilung nicht nur den Einsatz ihrer Männer im Haushalt bewerten, sondern auch die beruflichen

Verpflichtungen mitberücksichtigen. Bei den Männern spielen die Aufteilung der Hausarbeit und der Berufsarbeit für die Zufriedenheitseinschätzung dagegen keine Rolle.

Zudem war die Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit bei den Frauen signifikant höher als bei den Männern mit den wahrgenommenen Partnerschaftskonflikten assoziiert (Bewährung H-1.1 für die Hausarbeit) und hatte auch einen beträchtlichen direkten Effekt auf die Partnerschaftszufriedenheit, der bei den Männern nicht vorhanden war. Das heißt: mit der Aufteilung der Hausarbeit unzufriedene Frauen berichteten mehr Partnerschaftskonflikte, waren aber auch unabhängig davon unzufriedener mit ihrer Partnerschaft. Ähnliche Ergebnisse wurden auch in anderen Untersuchungen gefunden (Essex/Hong 2005; Kluwer et al. 1996; Stevens et al. 2001).

Bemerkenswert sind die Partnereffekte von der Zufriedenheit mit der Aufteilung der Hausarbeit auf das Konflikterleben des Partners: Männer berichteten mehr Konflikte, wenn ihre Frauen unzufrieden mit der Aufteilung der Hausarbeit waren. Dies trifft auch umgekehrt zu und macht deutlich, dass die Bewertung der Aufteilung direkte Effekte auf der Paarebene hat (Bewährung von H-1.2 für die Hausarbeit).

Einschränkungen der vorliegenden Studie

Neben dem Vorzug, dass die Daten von beiden Partnern erhoben und in einem differenzierten Akteur-Partner-Interdependenz-Modell statistisch geprüft wurden, weist die vorliegende Untersuchung auch spezifische methodische Probleme auf, die nachfolgend diskutiert werden.

Bei den erhobenen Zeitangaben für die Familien- und Berufsarbeit ebenso wie bei der Bewertung der Zufriedenheit mit der Aufteilung, der Einschätzung der Konflikthäufigkeit und der Bewertung der Partnerschaftszufriedenheit handelt es sich um globale Einschätzungen. Diese können durch Erinnerungseffekte verzerrt sein (Fahrenberg et al. 2007; Schulz/Grunow 2007). Das bedeutet, dass wir in der vorliegenden Untersuchung die mentalen Repräsentationen (Perrez 2006) der Teilnehmer erfasst haben, d.h. beispielsweise die Vorstellung darüber, wie viele Stunden sie selbst oder ihr Partner während der letzten Woche investiert hat. Diese mentalen Repräsentationen können von der tatsächlichen Gegebenheit abweichen. Sie sind aber dennoch bedeutsam, da sie die Bewertung der entsprechenden Phänomene und letztlich auch das Verhalten der Partner beeinflussen.

Die in unserem Modell (Abbildung 1) spezifizierten Effekte sind gerichtet. Wir postulieren z.B., dass Paarkonflikte sich auf die Partnerschaftszufriedenheit auswirken. Allerdings wäre auch eine andere Richtung der Effekte denkbar: z.B. könnte eine geringere Partnerschaftszufriedenheit auch zu vermehrten Partnerschaftskonflikten führen. Da wir in unserer Studie lediglich zu einem Zeitpunkt Informationen erhoben haben, ist es nicht möglich, empirisch begründete Schlussfolgerungen über die kausale Richtung der Effekte zu ziehen.

Eine weitere Einschränkung ergibt sich aus der Zusammensetzung unserer Stichprobe. Untersucht wurden berufstätige Deutschschweizer Eltern mit Kleinkindern. Die Paare wiesen vorwiegend eine überdurchschnittliche Bildung und einen gehobenen sozioökonomischen Status auf. Im Hinblick auf die Zeit, die unsere Untersuchungsteilnehmer für Hausarbeit und Kinderbetreuung aufwandten, sind sie jedoch vergleichbar mit durchschnittlichen Schweizer Eltern, welche Kinder bis zu 6 Jahren haben und beide berufstätig sind (Bundesamt für Statistik 2009).

Da sich die Schweiz, Österreich und Deutschland bezüglich der Entwicklung der Erwerbsquoten von Frauen sowie der Aufteilung der Erwerbs- und Familienarbeit kaum voneinander unterscheiden (Hofäcker 2007), gehen wir davon aus, dass die zentralen Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zumindest auf Doppelverdiener-Paare mit Kleinkindern in der Schweiz, Deutschland und Österreich zutreffen. Offen bleibt jedoch die Frage, ob sich die gefundenen Ergebnisse auch auf andere Paarformen (u.a. Doppelverdiener-Paare ohne Kinder oder Paare, bei denen nur die Männer berufstätig sind) übertragen lassen.

Trotz der genannten Einschränkungen kann als Fazit festgehalten werden, dass bei Doppelverdiener-Paaren weniger die tatsächliche Aufteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung für eine zufriedene Partnerschaft relevant ist, sondern mehr deren Bewertung. Die Zufriedenheit mit der familiären Arbeitsteilung wirkt sich sowohl direkt als auch vermittelt über das Konflikterleben auf die Partnerschaftszufriedenheit aus. Diese Effekte sind größer bei Frauen als bei Männern, wenn die Aufteilung der Hausarbeit beurteilt wird, nicht aber wenn die Aufteilung der Kinderbetreuung beurteilt wird.

Literatur

- Bartley, S. J., Blanton, P. W. & Gilliard, J. L. (2005). Husbands and wives in dual-earner marriages: Decision-making, gender role attitudes, division of household labor, and equity. *Marriage and Family Review*, 37, 4, S. 69-94.
- Blair, S. L. (1998). Work roles, domestic roles, and marital quality: Perceptions of fairness among dual-earner couples. *Social Justice Research*, 11, 3, S. 313-335.
- Bonney, J. F., Kelley, M. L. & Levant, R. F. (1999). A model of fathers' behavioral involvement in child care in dual-earner families. *Journal of Family Psychology*, 13, 3, S. 401-415.
- Bundesamt für Statistik, Schweiz (2009). *Familien Haushalte – Analyse: Statistischer Bericht 2008*. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/04/blank/01/04/02.html>, <12.10.2009>.
- Chan, R. W., Brooks, R. C., Raboy, B. & Patterson, C. J. (1998). Division of labor among lesbian and heterosexual parents: Associations with children's adjustment. *Journal of Family Psychology*, 12, 3, S. 402-419.
- Coltrane, S. (2000). Research on household labor: Modeling and measuring the social embeddedness of routine family work. *Journal of Marriage and the Family*, 62, 4, S. 1208-1233.
- Ehrenberg, M. F., Gearing-Small, M., Hunter, M. A. & Small, B. J. (2001). Childcare task division and shared parenting attitudes in dual-earner families with young children. *Family Relations*, 50, 2, S. 143-153.
- Erickson, R. J. (1993). Reconceptualizing family work: The effect of emotion work on perceptions of marital quality. *Journal of Marriage and the Family*, 55, 4, S. 888-900.
- Essex, E. L. & Hong, J. (2005). Older caregiving parents: Division of household labor, marital satisfaction, and caregiver burden. *Family Relations*, 54, 3, S. 448-460.
- Fahrenberg, J., Myrtek, M., Pawlik, K. & Perrez, M. (2007). Ambulantes Assessment – Verhalten im Alltagskontext erfassen. Eine verhaltenswissenschaftliche Herausforderung an die Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 58, S. 12-23.
- Frisco, M. L. & Williams, K. (2003). Perceived housework equity, marital happiness, and divorce in dual-earner households. *Journal of Family Issues*, 24, 1, S. 51-73.
- Gager, C. T. (1998). The role of valued outcomes, justifications, and comparison referents in perceptions of fairness among dual-earner couples. *Journal of Family Issues*, 19, 5, S. 622-648.
- Grote, N. K., Naylor, K. E. & Clark, M. S. (2002). Perceiving the division of family work to be unfair: Do social comparisons, enjoyment, and competence matter? *Journal of Family Psychology*, 16, 4, S. 510-522.

- Grunow, D. (2007). Wandel der Geschlechtsrollenideologie und Väterhandeln im Alltag. In: T. Mühling & H. Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich, S. 49-76.
- Hendrick, S. S. (1988). A generic measure of relationship satisfaction. *Journal of Marriage and the Family*, 50, 1, S. 93-98.
- Himself, A. J. & Goldberg, W. A. (2003). Social comparisons and satisfaction with the division of housework: Implications for men's and women's role strain. *Journal of Family Issues*, 24, 7, S. 843-866.
- Hochschild, A. R. (1989). *The second shift. Working parents and the revolution at home*. New York: Penguin Books.
- Hoelter, L. F. (2002). Fair is fair – or is it? Perceptions of fairness in the household division of labor. *Dissertation Abstracts International Section A: Humanities and Social Sciences*, 62, 7, S. 2587.
- Hofäcker, D. (2007). Väter im internationalen Vergleich. In: T. Mühling & H. Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich, S. 161-204.
- Huinink, J. & Reichart, E. (2008). Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: W. Bien (Hrsg.), *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke: Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 43-79.
- Ishii-Kuntz, M. & Coltrane, S. (1992). Predicting the sharing of household labor: Are parenting and housework distinct? *Sociological Perspectives*, 35, 4, S. 629-647.
- Kenny, D. A., Kashy, D. A. & Cook, W. L. (2006). *Dyadic data analysis*. New York: The Guilford Press.
- Kirchler, E. & Venus, M. (2000). Zwischen Beruf und Familie: Gerechtigkeit und Zufriedenheit mit der Aufteilung der Arbeit zu Hause. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 31, 2, S. 113-123.
- Klaus, D. & Steinbach, A. (2002). Determinanten innerfamiliärer Arbeitsteilung. Eine Betrachtung im Längsschnitt. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14, 1, S. 21-43.
- Kluwer, E. S., Heesink, J. A. M. & Van de Vliert, E. (1996). Marital conflict about the division of household labor and paid work. *Journal of Marriage and the Family*, 58, 4, S. 958-969.
- Kroska, A. (2003). Investigating gender differences in the meaning of household chores and child care. *Journal of Marriage and the Family*, 65, S. 456-473.
- Koppetsch, C. & Burkart, G. (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Ledermann, T. & Bodenmann, G. (2006). Moderator- und Mediatoreffekte bei dyadischen Daten. Zwei Erweiterungen des Akteur-Partner-Interdependenz-Modells. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 37, 1, S. 27-40.
- Levy, R. & Ernst, M. (2002). Lebenslauf und Regulation in Paarbeziehungen: Bestimmungsgründe der Ungleichheit familialer Arbeitsteilung. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14, 2, S. 103-131.
- Lothaller, H., Mikula, G. & Schoebi, D. (2009). What contributes to the (im)balanced division of family work between the sexes? *Swiss Journal of Psychology*, 68, 3, S. 143-152.
- Meuwly, N. (2007). *Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung, und ihre Auswirkungen auf die Partnerschaftszufriedenheit. Eine Untersuchung bei Doppelverdiener-Paaren*. Fribourg: Universität Fribourg (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit).
- Mikula, G., Riederer, B. & Bodi, O. (2008). Women's professional and familial work loads, relationship satisfaction and well-being: The mediating role of subjective work loads and perceived justice of the division of family work. In: A.M. Fontaine & M. Marias (Hrsg.), *Work, family and personal dynamics: International Perspectives*. Porto: Legis/LivPsic, S. 65-78.
- Muthén, L.K. & Muthén, B. O. (1998-2007). *Mplus user's guide*. Los Angeles, CA: Muthén & Muthén (5th edition).
- Perrez, M. (2006). Plädoyer für theorieadäquate Methoden in gewissen Domänen der Psychologie. *Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis*, 38, 2, S. 319-330.
- Rohmann, E., Schmoor, M. & Bierhoff, H.-W. (2002). Aufteilung der Hausarbeit, verletzte Erwartungen und Beziehungsqualität. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14, 2, S. 133-152.

- Sander, J. & Böcker, S. (1993). Die deutsche Form der Relationship Assessment Scale (RAS): eine kurze Skala zur Messung der Zufriedenheit in einer Partnerschaft. *Diagnostica*, 39, S. 55-62.
- Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 1, S. 23-49.
- Schulz, F. & Grunow, D. (2007). Tagebuch versus Zeiteinschätzung. Ein Vergleich zweier unterschiedlicher Methoden zur Messung der Zeitverwendung für Hausarbeit. *Zeitschrift für Familienforschung*, 19, 1, S. 106-128.
- Shrout, P. E. & Bolger, N. (2002). Mediation in experimental and nonexperimental studies: New procedures and recommendations. *Psychological Methods*, 7, 4, S. 422-445.
- Stevens, D. P., Kiger, G. & Mannon, S. E. (2005). Domestic labor and marital satisfaction: How much or how satisfied? *Marriage and Family Review*, 37, 4, S. 49- 67.
- Stevens, D., Kiger, G. & Riley, P. J. (2001). Working hard and hardly working: Domestic labor and marital satisfaction among dual-earner couples. *Journal of Marriage and Family*, 63, 2, S. 514-526.
- Voydanoff, P. & Donnelly, B. W. (1999). The intersection of time in activities and perceived unfairness in relation to psychological distress and marital quality. *Journal of Marriage and the Family*, 61, 3, S. 739-751.
- Wilkie, J. R., Feree, M. M. & Ratcliff, K. S. (1998). Gender and fairness: Marital satisfaction in two-earner couples. *Journal of Marriage and the Family*, 60, 3, S. 577-594.
- Yogev, S. & Brett, J. (1985). Perceptions of the division of housework and child care and marital satisfaction. *Journal of Marriage and the Family*, 47, 3, S. 609-618.

Eingereicht am/Submitted on: 06.04.2009

Angenommen am/Accepted on: 18.05.2010

Anschrift der Autor(inn)en/Address of the authors:

lic. phil. Nathalie Meuwly, Universität Zürich

Dr. phil. Peter Wilhelm, Universität Fribourg

lic. phil. Véronique Eicher, Universität Fribourg und Universitäre Fernstudien Schweiz

Prof. Dr. Meinrad Perrez, Universität Fribourg und Universitäre Fernstudien Schweiz

lic. phil. Nathalie Meuwly (Korrespondenzadresse/corresponding author)

Universität Zürich

Psychologisches Institut

Lehrstuhl für Klinische Psychologie

mit Schwerpunkt Kinder/Jugendliche und Paare/Familien

Binzmühlestrasse 14/23

8050 Zürich

Schweiz/Switzerland

Email: nathalie.meuwly@psychologie.uzh.ch

Johannes Jungbauer, Jutta Kinzel-Senkbeil, Juliane Kuhn & Albert Lenz

Familien mit einem schizophren erkrankten Elternteil: Ergebnisse einer fallrekonstruktiven Familienstudie

Families with parents suffering from schizophrenia: Results from a case-reconstructive family study

Zusammenfassung:

Fragestellung: In diesem Beitrag werden Ergebnisse einer fallrekonstruktiven Studie vorgestellt, bei der Familien mit einem schizophren erkrankten Elternteil befragt wurden. Dabei sollte untersucht werden, wie sich die Schizophrenie auf die Familienmitglieder, ihren Alltag und ihre Beziehungen auswirkt. *Methodik:* Die Auswertung erfolgte sowohl fall- als auch themenbezogen, wobei inhaltsanalytische und fallrekonstruktive Verfahren eingesetzt wurden. *Ergebnisse:* Trotz der Vielfalt der familiären Konstellationen und Belastungslagen zeigte sich eine Reihe charakteristischer Muster. Kinder zu haben bedeutet für erkrankte Eltern, sowohl Ressourcen als auch Belastungen zu haben. Paar- und Familienbeziehungen sind oft stark beeinträchtigt und weisen ein hohes Risiko für Beziehungsabbrüche auf. Zugleich wird im Familienalltag eine Normalität jenseits der Erkrankung angestrebt und erlebt. Normalisierungs- und Vermeidungsstrategien können dazu beitragen, dass die Erkrankung zu einem Tabuthema wird. Viele Kinder sind daher unzureichend über die elterliche Schizophrenie informiert. Sie sind in dieser Situation oft überfordert und entwickeln ihrerseits Verhaltensauffälligkeiten, Ängste und Depressionen. *Diskussion:* Die Schizophrenie kann insofern als „Familienerkrankung“ gedeutet werden, als sie das gesamte Familiensystem beeinflusst, belastet und gefährdet. Aus diesem Grund sollten verstärkt familienorientierte Präventionsangebote bereitgestellt werden, wobei Gesundheitswesen und Jugendhilfe eng miteinander kooperieren sollten.

Abstract:

Objective: This study aims at investigating the impact of a parental schizophrenia on the family members, their everyday life and their relations. For this purpose, we conduct qualitative interviews with mothers and fathers suffering from schizophrenia, their spouses and children. *Methods:* Interview data is analyzed using case-reconstructive as well as content analysis methods. *Results:* Although results illustrate a great variety of family constellations and burdening circumstances, there are a number of typical patterns: Having children is perceived by affected parents in an ambiguous manner, i.e. as a resource as well as a distress. Relationships of couples and families are often impaired, resulting in a high risk of abandonment of relationships. At the same time, family members strive for normality in everyday life. Normalisation and avoidance strategies can bring about that the schizophrenia becomes a taboo issue within the family. Thus, with regard to their parent's illness, many of the children are insufficiently informed. Often, the children are overstrained by this situation and, in turn, may develop behaviour disorders, anxiety, or depression. *Discussion:* In sum, schizophrenia can be considered as a “family disease” as it strongly affects the whole family system. Hence, it is necessary to provide preventive help offers for affected parents, their spouses and children. For delivering support, youth welfare and public health services should cooperate closely.

Schlagwörter: Schizophrenie, psychische Erkrankung, Familie, Elternschaft, Kinder

Key words: schizophrenia, family, parenthood, children, mental illness

1. Einleitung

Traditionell hat wohl kaum eine psychische Erkrankung das Interesse der Familienforschung so sehr auf sich gezogen wie die Schizophrenie. Zusammenhänge zwischen Familiendynamik und Erkrankungs-genese waren seit den 1950er Jahren ein wichtiger sozialwissenschaftlicher Forschungsgegenstand. Das Verhalten der Familienmitglieder, insbesondere der Mutter, wurde als unmittelbare Ursache für die Entstehung der Schizophrenie gesehen. Vor allem das Konzept vom „double bind“ (Bateson et al. 1969), das paradoxe Kommunikationsprozesse in der Familie als verursachenden Faktor postulierte, ist weit über die psychiatrische Forschung hinaus bekannt geworden. Heute wird die linear-kausale Annahme, dass dysfunktionales Elternverhalten eine Schizophrenie auslösen kann, als überholt angesehen. Als gesichert gilt indes, dass das Familienklima bzw. die Art und Weise, wie Familienmitglieder miteinander umgehen („expressed emotion“), für den Verlauf einer schizophrenen Erkrankung sehr bedeutsam ist (Kuipers et al. 2006).

Auch die Auswirkungen einer schizophrenen Erkrankung auf die weitere soziale und familiäre Entwicklung der Betroffenen sind mittlerweile gut untersucht. So verfügen schizophrene Patienten meist über deutlich weniger soziale Kontakte und tragfähige Beziehungen als nicht-erkrankte Personen – langfristig bleibt die Herkunftsfamilie oft der einzige wichtige Sozialkontakt jenseits des psychiatrischen Versorgungssystems (Angermeyer 1995). Viele Betroffenen bleiben dauerhaft auf die Hilfe und Unterstützung ihrer Eltern angewiesen (Jungbauer et al. 2004). Im Hinblick auf Partnerschaft und Familie haben schizophren erkrankte Menschen schlechtere Chancen, einen Partner zu finden, eine stabile Partnerschaft aufrecht zu erhalten und Kinder zu haben (Häfner 2002). Jüngere Betroffene bewerten eine mögliche Elternschaft oft als schwierig oder unrealistisch. Vor allem junge Frauen wünschen sich „prinzipiell“ Kinder, fürchten aber zugleich, der elterlichen Verantwortung nicht gewachsen zu sein (Stelling et al. 2009; Krumm/Becker 2006). Aufgrund der bislang vorliegenden Erkenntnisse ist indes davon auszugehen, dass ein relativ kleiner, aber durchaus bedeutsamer Anteil unter den schizophren erkrankten Patienten Kinder hat, wenn auch seltener als Patienten mit anderen psychischen Erkrankungen. In neueren Publikationen wird der Anteil der Eltern bei stationär behandelten schizophrenen Patienten zwischen 16% und 32% beziffert, wobei erkrankte Frauen etwa drei- bis vierfach häufiger Kinder haben als erkrankte Männer (vgl. Craig/Bromet 2004; Grube/Dorn 2007; Schmid et al. 2008).

Aus der sozialpsychiatrischen Angehörigenforschung wissen wir, dass das Zusammenleben mit einem schizophren erkrankten Menschen erhebliche Einschränkungen und Probleme mit sich bringt. So erleben Partner die Schizophrenie nicht nur als schwere emotionale und alltagspraktische Belastung, sondern vielfach auch als existenzielle Bedrohung der Partnerschaft und des gemeinsamen Lebensentwurfs (Jungbauer et al. 2004). Für die Kinder der Betroffenen entstehen ebenfalls gravierende Belastungen. Aufgrund elterlicher Defizite der Beziehungsgestaltung und der Erziehungskompetenz erleben viele Kinder Desorientierung, Ängste, Scham- und Schuldgefühle sowie mangelnde Aufmerksamkeit. Oft müssen sie frühzeitig unangemessene Verantwortung in der Familie

übernehmen („Parentifizierung“, vgl. Lenz 2005). Die erlebten Stressbelastungen führen auf Dauer dazu, dass bei betroffenen Kindern das Risiko, selbst Verhaltensauffälligkeiten oder psychische Störungen zu entwickeln, stark erhöht ist (Mattejat/Remschmid 2008).

Insgesamt zeigen die vorliegenden Forschungsbefunde, dass eine schizophrene Erkrankung das gesamte Familiensystem beeinträchtigt. Doch obwohl die Belastungen und Entwicklungsprobleme der einzelnen Familienmitglieder nur im familiären Gesamtkontext umfassend verstehbar sind, sind die Fragestellungen und Designs der Forschung bislang weitgehend individuumsbezogen geblieben: In der Regel wurden entweder Patienten oder aber Familienangehörige als Studienteilnehmer befragt; „echte“ Familienstudien, in denen ganze Familien als Untersuchungseinheiten beforscht wurden, gibt es leider kaum. Vor diesem Hintergrund kann es als Forschungsdesiderat gelten, die bisher dominierende individuumsbezogene Perspektive der Forschung durch geeignete familienbezogene Forschungsdesigns zu ergänzen, die stärker das gesamte Familiensystem in den Blick nehmen (Jungbauer/Lenz 2008). Mit der in dem vorliegenden Beitrag dargestellten Familienstudie sollte daher ein Beitrag zu einer „ganzheitlicheren“ Forschungsperspektive geleistet werden.

2. Methode

2.1 Rahmenstudie und Fragestellungen

Die vorliegende Untersuchung wurde im Rahmen des von der DFG geförderten Forschungsprojekts „Schizophrenie und Elternschaft“ durchgeführt. In dieser Studie wurden neben epidemiologischen Aspekten die Belastungsverarbeitung, die Lebenszufriedenheit und der Hilfebedarf der Familienmitglieder untersucht, ferner die psychischen Belastungsfolgen bei den Kindern. Dabei wurde eine Kombination quantitativer und qualitativer Verfahren (Fragebogeninstrumente, Interviews) eingesetzt. Einige Publikationen zu quantitativ-statistischen Aspekten (Elternschaftsrate, Lebenszufriedenheit, Partnerschaftsqualität, Übereinstimmungsvalidität der eingesetzten Verfahren) wurden bereits vorgelegt (vgl. Hinz et al. 2010; Jungbauer et al. 2010a, 2010b; Kuhn et al. 2010). Bei der hier dargestellten Untersuchung handelt es sich um eine qualitative Teilstudie des Forschungsprojekts. Ziel war es, die subjektiven Perspektiven von schizophrenen bzw. schizoaffektiv erkrankten Eltern, ihren (Ehe-)Partnern und Kindern sowie deren Zusammenwirken (z.B. in Form von kollektiven Deutungsmustern) zu untersuchen. Dabei sollte das Alltags- und Erkrankungserleben der Familienmitglieder mit Hilfe qualitativ-interpretativer Methoden rekonstruiert werden. Vor Beginn der Befragung wurde eine Unbedenklichkeitserklärung der Ethikkommissionen der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen sowie der Universität Leipzig eingeholt. Ferner wurde den Studienteilnehmern die strikte Einhaltung datenschutzrechtlicher Bestimmungen zugesichert.

2.2 Studienteilnehmer und Befragungsmodalitäten

Die Rekrutierung der Studienteilnehmer erfolgte in stationären und ambulanten psychiatrischen Versorgungseinrichtungen in Nordrhein-Westfalen, Berlin, Baden-Württemberg,

Schleswig-Holstein und Sachsen. Patienten mit der ICD-10-Diagnose¹ F20 bzw. F25 (Schizophrenie bzw. schizoaffektive Störung) und eigenen minderjährigen Kindern wurden persönlich über die Befragung informiert und um ihre Studienteilnahme gebeten. Mit der Zustimmung der Patienten wurden auch deren (Ehe-)Partner und Kinder kontaktiert, um diese ebenfalls für die Teilnahme an der Studie zu gewinnen. Unter der Bedingung, dass die Eltern sowie die Kinder damit einverstanden bzw. dazu bereit waren, wurden Interviewtermine mit allen Familienmitgliedern vereinbart. Insgesamt konnten 57 schizophran erkrankte Eltern, 20 Ehe- bzw. Lebenspartner, 6 Ex-Partner sowie 38 Kinder für die Teilnahme an der Familienstudie gewonnen werden.

Die Befragung wurde von einer klinisch erfahrenen Diplompsychologin (wissenschaftliche Mitarbeiterin des Forschungsprojekts) in der behandelnden Einrichtung oder im Rahmen von Hausbesuchen durchgeführt. Entsprechend der Fragestellungen des Rahmenprojekts umfasste der Interviewkontakt neben dem Ausfüllen von standardisierten Fragebögen (u.a. zu möglichen Verhaltensauffälligkeiten der Kinder, Partnerschaft und Lebensqualität) eine ausführliche mündliche Befragung im Sinne des problemzentriertes Interviews (Witzel 1985). Der dabei genutzte Interviewleitfaden beinhaltete Fragen zur psychischen Erkrankung, zu den Sozial- und Familienbeziehungen, zum Alltag bzw. zum Kontakt mit den Kindern, zu etwaigen Problemen sowie zum elterlichen Unterstützungsbedarf. Darüber hinaus hatte die Interviewerin die Möglichkeit, individuelle „ad-hoc-Fragen“ zu formulieren. Diese dienten der Vertiefung weiterer für die Fragestellung relevanter Themen, die im Verlauf des Interviews auftauchten. Den Abschluss des Interviews bildeten einige Fragen zum Verlauf des Gesprächs und zu dadurch möglicherweise ausgelösten Emotionen, auf die seitens der Interviewerin adäquat einzugehen war. Sämtliche Interviews wurden mit einem digitalen Voice Recorder aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Bei Bedarf bestand auch die Möglichkeit, die Befragungen auf mehrere kürzere Termine zu verteilen.

Sofern die Eltern sowie die Kinder selbst damit einverstanden waren, wurde mit den Kindern zusätzlich ein diagnostisches Interview bei psychischen Störungen im Kindes- und Jugendalter durchgeführt („Kinder-DIPS“, vgl. Unnewehr et al 1998). Dabei wurden die für eine Diagnosstellung nach der ICD-10 relevanten Symptome erfragt, ferner die auslösenden und modulierten Faktoren sowie die durch die Störung bedingte Beeinträchtigung in verschiedenen Lebensbereichen.

2.3 Fallauswahl und Auswertung

Die Auswahl der Familien (= Fälle) für die qualitative Analyse erfolgte in Anlehnung an das Theoretische Sampling im Sinne der *Grounded Theory*. Nach den Empfehlungen von Glaser und Strauss (1998) für theoretisches Sampling innerhalb von bereits vorliegenden Datenpools wurden zunächst sämtliche Fälle gesichtet und anhand der vorliegenden statistischen Daten sowie weiterer Kontextinformationen einer Globalanalyse unterzogen. Anschließend wurden sukzessive Fälle für eine vergleichende Einzelfallanalyse ausgewählt,

¹ ICD-10: International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems, Ausgabe 2006. Dieses Klassifikations- und Verschlüsselungssystem für Diagnosen in der Humanmedizin wird von der Weltgesundheitsorganisation WHO herausgegeben.

wobei das Sampling nach den Kriterien der theoretischen Relevanz und der theoretischen Sättigung bezüglich der Fragestellung erfolgte. Nach diesem Prinzip wurden 15 Familien für eine eingehende Fallanalyse ausgewählt. Die in diesem Beitrag dargestellte Auswertung fußt auf der Datenbasis von insgesamt 42 Interviews mit schizophren erkrankten Müttern und Vätern (n=15), deren Partnern bzw. Ex-Partnern (n=7) sowie Kindern (n=20).

Da die Auswertung der Interviews sowohl fall- als auch themenbezogen erfolgen sollte, wurden zwei unterschiedliche methodische Verfahren eingesetzt:

- Erstens wurden die vorliegenden Transkripte nach dem Prinzip der *zusammenfassenden Inhaltsanalyse* ausgewertet. Ziel dieser qualitativen Analyse war es, das sehr umfangreiche Textmaterial schrittweise zu reduzieren, um die zentralen Inhalte der geführten Interviews herauszufiltern (Mayring 2007). Dazu wurden zunächst fallweise alle inhaltstragenden Äußerungen der interviewten Familienmitglieder entsprechend der Fragestellung markiert und durch präzise Paraphrasen zusammengefasst. Im nächsten Schritt wurden die redundanten Paraphrasen gestrichen, so dass am Ende für jedes Interview Fall eine Reduktion des Textmaterials auf die wesentlichen Inhalte vorlag. Schließlich wurden fallübergreifend alle gleichlautenden Paraphrasen zu inhaltlichen Kategorien zusammengeführt, um die wesentlichen Inhalte der geführten Interviews in einem Kategoriensystem abzubilden.
- Zweitens wurde eine *fallrekonstruktive Auswertung* vorgenommen, bei der Zusammenhänge und Beziehungsmuster im Familiensystem herausgearbeitet werden sollten. Zu diesem Zweck wurden für jede Familie Familienportraits sowie Genogramme erstellt, die die familiäre Lebenssituation im Sinne einer „dichten Beschreibung“ abbildeten. Familienportraits, Genogramme, Inhaltsanalysen und weitere Kontextinformationen waren die Grundlage für die sukzessive Formulierung von generalisierenden Strukturhypothesen (vgl. Hildenbrand 2005).

Parallel zu dieser fall- und themenbezogenen Auswertung fand eine regelmäßige „Forschungswerkstatt“ statt, in der Projektleiter, Diplomanden und Doktoranden teilnahmen (Mruck/Mey 1998). Dabei wurden die Auswertungsmethodik und die Ergebnisse im Sinne einer kommunikativen Validierung kritisch überprüft und diskutiert. Im folgenden Abschnitt werden die beiden methodischen Stränge der Auswertung zusammengeführt, indem sowohl Familienkonstellationen und Beziehungsmuster der fallrekonstruktiven Analyse als auch die Hauptkategorien der inhaltsanalytisch erarbeiteten Kategoriensysteme dargestellt werden.

3. Ergebnisse

3.1 Die Teilnehmer der Familienstudie

Bei den befragten Familienmitgliedern handelte es sich um 57 schizophren erkrankte Mütter und Väter sowie 26 Ehe- bzw. Lebenspartner, ferner 6 Ex-Partnerinnen und Partner. Außerdem konnten 38 Kinder zwischen 7 und 18 Jahren befragt werden; 31 dieser Kinder (also über 80 Prozent) lebten im gleichen Haushalt mit dem erkrankten Elternteil zusammen. In Tabelle 1 sind die soziodemographischen Merkmale der Studienteilnehmer dargestellt.

Tabelle 1: Soziodemographische Merkmale der Gesamtstichprobe

Erkrankte Eltern	n=57	
Durchschnittsalter (Standardabweichung)	38,3	(SD=7,8)
Altersspanne	19-54	
Geschlecht		
– Männlich	17	
– Weiblich	40	
Erkrankungsdauer (in Jahren)	9,8	(SD=7,8)
Familiensituation		
– allein lebend, keine Partnerschaft	15	
– mit Partner und Kind zusammenlebend	16	
– allein erziehend	19	
– sonstige Lebenssituation (z.B. in Herkunftsfamilie mit Kind; mit Partner und ohne Kind)	7	
Eigene Kinder		
– im gleichen Haushalt lebend	36	
– nicht im gleichen Haushalt lebend (z.B. beim Expartner, Großeltern, Heim, Pflegefamilie)	18	
Partner	n=20	
Durchschnittsalter (Standardabweichung)	40,0	(SD=9,7)
Altersspanne	21-64	
Geschlecht		
– Männlich	13	
– Weiblich	7	
Ex-Partner	n=6	
Durchschnittsalter (Standardabweichung)	37,2	(SD=6,0)
Altersspanne	26-44	
Geschlecht		
– Männlich	2	
– Weiblich	4	
Kinder	n=38	
Durchschnittsalter (Standardabweichung)	12,0	(SD=3,7)
Altersspanne	7-18	
– Männlich	19	
– Weiblich	19	
Zusammenlebend mit erkranktem Elternteil	31	
Nicht zusammenlebend mit erkranktem Elternteil	7	
Alter bei Erkrankungsbeginn	5,21	(SD=5,3)

3.2 Familienkonstellationen

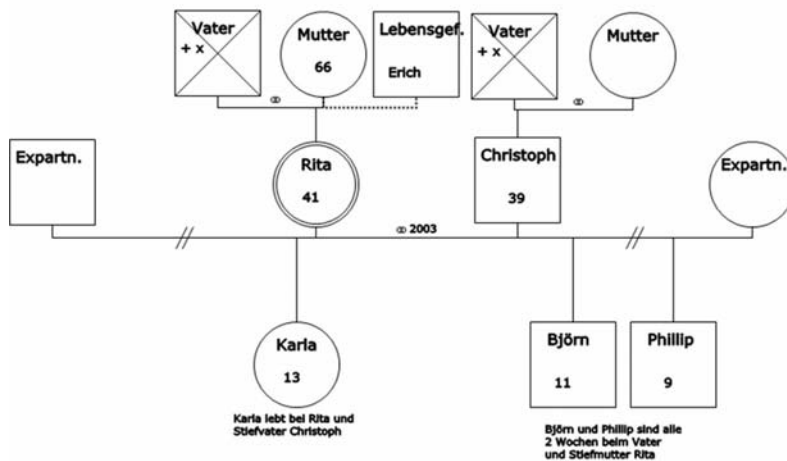
Was die Lebenssituation der Studienteilnehmer angeht, gab es in der befragten Stichprobe drei wesentliche Konstellationen, die als Ausgangspunkt der Fallauswahl und der weiteren Auswertung dienten. Es handelte sich

- (1) um Fälle, in denen der erkrankte Elternteil mit seinem Partner und Kind(ern) im gemeinsamen Haushalt zusammenlebte;
- (2) um Fälle, in denen der erkrankte Elternteil getrennt von seinem Kind bzw. seinen Kindern lebte; sowie
- (3) um alleinerziehende psychisch erkrankte Mütter (alleinerziehende erkrankte Väter kamen in unserer Stichprobe nicht vor).

Um dem Leser einen Einblick in die Pluralität der untersuchten Familienkonstellationen zu geben, seien im Folgenden exemplarisch drei konkrete Fälle skizziert (Eigennamen und Lebensumstände sind anonymisiert).

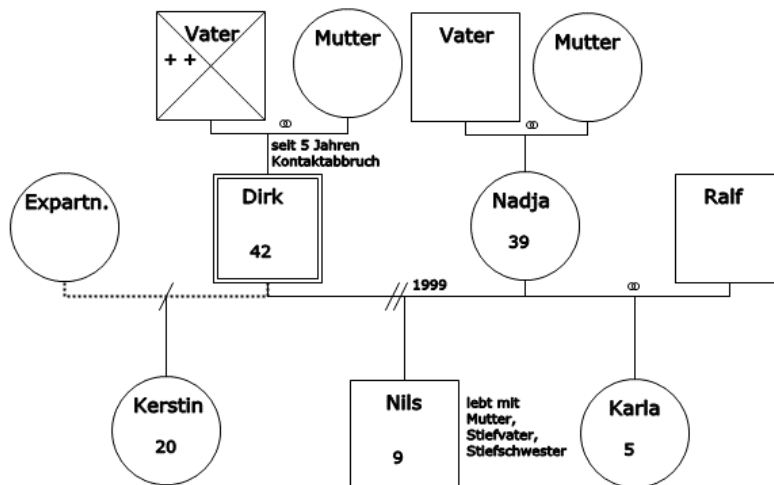
Familienkonstellation 1: Zusammen mit Kindern und Partner. Karla ist dreizehn Jahre alt und lebt mit ihrer psychisch kranken Mutter Rita (41) und ihrem Stiefvater Christoph (39) in einer „Patchworkfamilie“. Am Wochenende sind auch ihre Stiefbrüder Björn (11) und Phillip (9) da, Christophs Kinder aus erster Ehe. Als Christoph Rita kennen lernte, hatte sie gerade eine schweren psychotische Krise hinter sich. Er wusste von Anfang an von ihrer psychischen Erkrankung, doch heute meint er, er habe das unterschätzt. Seine Strategie ist es, sich nicht mehr als nötig mit der Krankheit zu beschäftigen, „sonst bekommen wir erst recht Probleme in der Familie“. Auch mit den Kindern will er nicht über die Erkrankung der Mutter reden, die seien noch zu klein. Rita hat oft Schlafstörungen und Antriebsprobleme, sie fühlt sich leicht überfordert. Wenn die beiden Jungen im Haus sind, ist alles noch anstrengender für sie, zumal ihr Mann dann oft weggeht und sie mit Haushalt und Kindern alleine lässt. Ihre Tochter bedeutet für Rita einen großen Rückhalt. Wenn sie Ängste hat, kann sie mit Karla reden – „damit ich nicht irgendwas Schlimmes tue.“ Karlas größter Wunsch ist, dass ihre Mama wieder richtig gesund wird. Manchmal hat sie Angst, Christoph könne eines Tages abhauen, so wie ihr leiblicher Vater. Sechs Jahre war sie alt, als der sich von Rita trennte und später spurlos verschwand. Dadurch sei ihre Mama psychisch krank geworden, glaubt Karla. Auch für sie selbst war das alles zu viel – sie musste eine Klasse wiederholen und war ein Jahr lang in Psychotherapie. Aber eigentlich verstehen sie und Christoph sich ganz gut. Besonders wenn ihre Mama wieder krank wird, ziehen sie „an einem Strang“. Karla spürt immer als erste, wenn es so weit ist, „dann wird sie so traurig und redet nichts mehr“ (vgl. Abbildung 1).

Abbildung 1: Genogramm Rita (erkrankte Mutter lebt mit Tochter und Ehepartner im gleichen Haushalt)



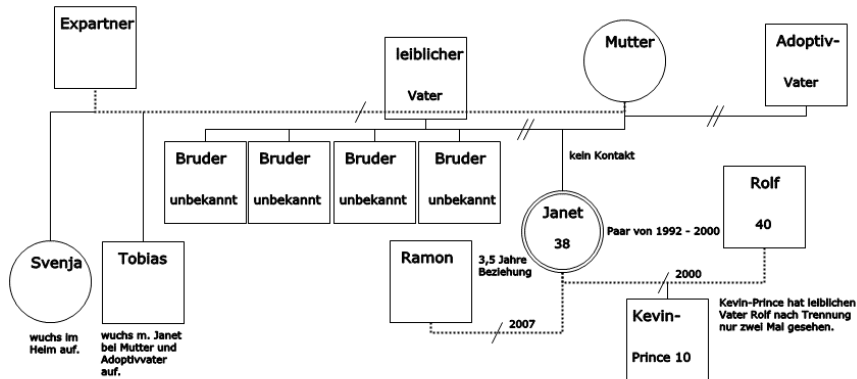
Familienkonstellation 2: Getrennt vom Kind. Der neunjährige Nils lebt getrennt von seinem schizophren erkrankten Vater Dirk (42). Er wohnt bei seiner Mutter Nadia (39) und deren neuen Ehepartner sowie seiner fünfjährigen Halbschwester. Nils sieht seinen Vater jedes Wochenende; er hat ein enges Verhältnis zu ihm und nennt ihn Papa, während er seinen Stiefvater beim Vornamen nennt. Der Vater Dirk lebt sehr zurückgezogen; er bezeichnet sich als „Eigenbrötler“ und hat sehr wenige soziale Kontakte. Meistens will er nur in Ruhe gelassen werden; auch professionelle Hilfeangebote nimmt er nur in Anspruch, soweit dies unumgänglich ist. Die Beziehung zu seinem Sohn ist ihm jedoch sehr wichtig – im Grunde ist es die einzige wirklich enge emotionale Beziehung, die er hat. Er möchte nicht, dass der Junge etwas von seiner Krankheit mitbekommt. Wenn er eine psychische Krise hat, wird Nils erzählt, der Papa habe Kopfschmerzen. Auf diese Version hat Dirk sich mit Nadia geeinigt. Wenn er etwas älter sei, vielleicht zwölf, könne er das verstehen: „Das ist noch früh genug“, meint Nadia. Sie hält den Kontakt zu Dirk aktiv aufrecht – der gemeinsame Sohn scheint ein emotionales Bindeglied zwischen den Eltern zu sein. Nadia findet es gut, dass Nils ein enges Verhältnis zu seinem Papa hat – solange dieser regelmäßig seine Medikamente nimmt. Normalerweise klappt dieses Arrangement ganz gut, doch Nadia weiß aus Erfahrung, dass Dirk leicht „austicken“ kann, wenn er seine Medikamente nicht nimmt. Einmal wollte er z.B. Nils unabgesprochen aus der Schule abholen, habe dort herumgebrüllt und gedroht. Die Großeltern fänden es deswegen besser, wenn Nils nicht so viel mit dem Vater zusammen wäre. „Wer weiß, was da mal passieren kann“, pflegt die Oma zu sagen, wenn in der Familie darüber gesprochen wird (vgl. Abbildung 2).

Abbildung 2: Genogramm Dirk (erkrankter Vater lebt getrennt vom Kind)



Familienkonstellation 3: Alleinerziehende Mutter. Janet ist 38 Jahre alt und seit über 20 Jahren schizoaffektiv erkrankt. Sie stammt selbst aus sehr schwierigen Familienverhältnissen. Ihre Mutter war Alkoholikerin, ihren leiblichen Vater kennt sie ebenso wenig wie ihre Brüder, die in Heimen aufgewachsen sind. Janet ist alleinerziehende Mutter und lebt mit ihrem zehn Jahre alten Sohn Kevin-Prince zusammen. Zum Vater von Kevin-Prince besteht seit Jahren kein Kontakt mehr. Auch von ihrem Partner Ramon, der ebenfalls psychisch krank ist und Drogen konsumierte, hat sich Janet mittlerweile getrennt. Kevin-Prince ist ein sehr unruhiger Junge; die Mutter bezeichnet ihn als „wild“. Er wirkt nervös und kann sich schlecht konzentrieren. Kevin-Prince spielt viel mit seiner Spielkonsole. „Da kann man Menschen abschießen und töten und kriegt dann Sterne dafür“, erzählt er begeistert. Ansonsten ist er öfter in Prügeleien mit anderen Kindern verwickelt – „Die anderen fangen immer an“, sagt Kevin-Prince. Zur Schule geht er nicht so gerne. Seine Lehrerin findet er bescheuert. Janet findet, ihr Leben ist ein ziemliches Chaos. Sie ist froh, dass sie wenigstens eine Erwerbsunfähigkeits-Rente hat. Kevin-Prince ist der wichtigste Mensch in ihrem Leben. Ohne ihn wüsste sie gar nicht, warum sie weiterleben sollte. Deswegen war es immer wieder schlimm für sie, wenn sie in der Psychiatrie war und sich nicht um Kevin-Prince kümmern konnte. Der Junge sei zum Teil in Heimen oder bei der Mutter des Ex-Partners untergebracht gewesen. Professionelle Hilfe lehnt Janet allerdings ab. Schließlich nehme sie regelmäßig ihre Medikamente und kümmere sich wirklich um Kevin-Prince. „Wenn mir das Jugendamt noch ’nen Betreuer an den Arsch binden will, werde ich echt böse“, sagt sie aufgebracht (vgl. Abbildung 3).

Abbildung 3: Genogramm Janet (erkrankte Mutter ist alleinerziehend)



Insgesamt zeigte sich bei der Erstellung der Familienportraits eine große Vielfalt unterschiedlicher Belastungslagen und familiärer Alltagsarrangements. Auch innerhalb der o.g. Familienkonstellationen existiert ein breites Spektrum an Bewältigungsstrategien und familiären Lebensentwürfen. Doch trotz der Variabilität der verschiedenen Fälle lässt sich bei eingehender Analyse auch eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten beschreiben. Im Folgenden sollen einige zentrale Aspekte dargestellt werden, die in der inhaltsanalytischen Auswertung sowie im fallkontrastiven Vergleich herausgearbeitet werden konnten.

3.3 Familienalltag zwischen Krise und Normalisierung

Über die unterschiedlichen Fälle hinweg zeigte sich, dass es eine familiäre Normalität trotz und mit der schizophranen Erkrankung eines Elternteils gibt. Auf einer Oberflächenebene wird dies bereits daran erkennbar, dass viele Studienteilnehmer ihre Familie als „ganz normal“ bezeichneten.

„Da ist nichts Besonderes. Ich finde, wir sind eine einfache, normale Familie, wie andere auch.“ (Interview LE01/K, 13-jährige Tochter einer schizophran erkrankten Mutter)

„Von außen betrachtet sind wir eigentlich eine völlig normale, intakte Familie.“ (Interview KD02/P, 42-jähriger Ehepartner einer schizophran erkrankten Mutter)

„Normalität“ bezieht sich dabei auf Familienkonstellationen und -rollen, Alltagsroutinen und gemeinsame Lebensentwürfe, die insgesamt als ähnlich zu denen anderer Familien beschrieben wurden. Doch diese normalisierende Darstellung steht in einem Spannungsverhältnis zur Schizophrenie eines Elternteils, denn zugleich berichteten die Studienteilnehmer, dass die psychische Erkrankung das familiäre Zusammenleben einschränkt, belastet oder grundsätzlich in Frage stellt. Insbesondere den erkrankten Eltern und deren Partner ist diese Ambivalenz meist bewusst. So schilderten z.B. diejenigen Eltern, die zum Zeitpunkt des ersten psychotischen Schubs bereits verheiratet waren und Kinder hatten, den Erkrankungsbeginn rückblickend als „Familienkatastrophe“, die das Zusammen-

leben fundamental veränderte. Im weiteren Verlauf der Erkrankung wird der Familienalltag immer wieder durch psychische Krisen oder Klinikaufenthalte des erkrankten Elternteils unterbrochen. Doch auch in den nicht-akuten Phasen erleben sich die Erkrankten in vieler Hinsicht als eingeschränkt bezüglich unterschiedlicher familiärer Rollen, z.B. der Fähigkeit, durch Erwerbstätigkeit die Familie zu ernähren, den Haushalt zu bewältigen und für die Kinder bzw. den Partner da zu sein. Die Partner und die Kinder wiederum nehmen den erkrankten Elternteil häufig als überempfindlich, launisch oder zurückgezogen wahr.

Trotz dieser Belastungen und Einschränkungen gibt es auch eine familiäre Normalität im Sinne vertrauter Alltagsabläufe und eines alltäglichen Lebensgefühls. Im Zuge der fallrekonstruktiven Auswertung wurde deutlich, dass diese familiäre Normalität nicht nur auf Gewöhnungs- und Anpassungsprozessen beruht, sondern auch aktiv hergestellt wird. Um die Eltern-Kind-Beziehungen zu schützen und ein trotz der Erkrankung möglichst „normales“ Familienleben aufrecht zu erhalten, werden Normalisierungsstrategien wie z.B. Verbergen, Überspielen oder Umdeuten der schizophrenen Erkrankung angewendet. Im familiären Alltag wird es vielfach vermieden, über die Erkrankung und damit zusammenhängende Probleme zu sprechen. Diese De-Thematisierung der Schizophrenie scheint u.a. eng mit einem gemeinsamen Bedürfnis nach familiärer Normalität zusammenhängen. Während die Eltern die Erkrankung nicht offen ansprechen, um ihre Kinder von unnötigen Belastungen abzuschirmen, fragen die Kinder nicht danach, weil sie dies als Tabuthema wahrnehmen. Zugleich beinhalten Partnerschaft und Elternschaft Rollenanforderungen, Alltagsabläufe und intakte Lebensbereiche jenseits der schizophrenen Erkrankung, in denen sich erkrankte Eltern als „normal“ bzw. genauso kompetent wie andere Eltern erleben können:

„Das fängt schon morgens an. Mein Sohn wird gewickelt, kriegt Essen. Dann irgendwas aufräumen oder so, dann geh ich noch mit ihm raus, Spielplatz oder so, oder spazieren. Oder wenn mal ‘ne Bekannte vorbei kommt, die ham ja auch Kinder, also mit denen spielt der Kleine ab und zu, und ich unterhalt‘ mich mit den Eltern... also, das ist eigentlich immer das Gleiche, nichts Besonderes [lacht].“ (Interview AW01, 22-jährige schizophrene erkrankte Mutter)

3.4 Die Sicht der erkrankten Eltern: Belastungen und Ressourcen

Alle befragten schizophren erkrankten Mütter und Väter bewerteten die Beziehung zu ihren Kindern als sehr wichtig, ja als zentral für ihr Leben. Auch Eltern, die getrennt von ihren Kindern leben, beschrieben eine starke emotionale Bindung zu ihren Kindern. Die wichtige persönliche Bedeutung eigener Kinder zeigte sich selbst bei schwer beeinträchtigten Eltern, die ihre Kinder nur unregelmäßig oder selten sehen. Für schizophrene erkrankte Mütter und Väter bedeutet das Eltern-Sein nicht nur Verantwortung, sondern auch Sinn und Normalität jenseits ihrer psychischen Erkrankung.

Bei der inhaltsanalytischen Auswertung der Interviews mit den erkrankten Eltern zeigten sich positive, aber auch negative und belastende Aspekte der Elternrolle. Besonders betont wurden emotionale Aspekte wie die liebevolle Beziehung zum Kind sowie die erlebte Nähe und Zugehörigkeit. Insbesondere im alltäglichen Zusammenleben mit Kindern, aber auch durch regelmäßige Kontakte und familiäre Aktivitäten entsteht eine Lebens- und Alltagsstruktur, an der sich die Betroffenen orientieren, die ihnen Halt und Sinn gibt:

„So habe ich wenigstens 'ne Aufgabe, wenn ich arbeitslos bin. Dass ich mein Kind erziehen muss, dass ich für mein Kind da sein soll. Aber wenn mein Kind in 'ne Pflegefamilie kommt, habe ich sozusagen keine Aufgabe mehr. Da falle ich bestimmt in irgendein tiefes Loch rein, wo ich schwierig alleine wieder raus komme.“ (Interview AS04, 27-jährige schizophran erkrankte Mutter)

Auf der anderen Seite beschrieben die erkrankten Eltern auch eine Reihe negativer und belastender Aspekte (vgl. Tabelle 2):

Tabelle 2: Belastende Aspekte von Elternschaft aus Sicht der Erkrankten

Subkategorie	Ankerbeispiel
Gefühle (zeitweiliger) Überforderung	„Da habe ich gemerkt, dass ich noch zu krank bin, dass ich das noch nicht so richtig schaffe jetzt erstmal mit meinem Sohn.“
Soziale Umwelt bezweifelt Erziehungskompetenz	„Das kommt dann immer so rüber wie: Schlechte Mutter und so. Dass ich überhaupt nicht in der Lage bin, den zu erziehen und so. Das wird mir alles vorgeworfen in meiner Familie.“
Einschränkungen der eigenen Erziehungsfähigkeit	„Dann hab ich auch den Ärzten erzählt, dass ich da irgendwie Angst vor habe, dass ich der Kleinen was antäte.“
Unsicherheit und Ängste, mit Kindern über Erkrankung zu sprechen	„Der L. hat mal gefragt: Mama, was ist denn das überhaupt? Ich kann dem das ja gar nicht erklären. Ich sagte dann immer: Ja, Mama geht's nicht gut. Oder: Mama ist müde, und so halt.“
Negative Erfahrungen/ Befürchtungen hinsichtlich Sorgerechtsentzug	„Ich hab immer gedacht, dass die mir die Kinder wegnehmen wollten. Ich hab alles so irgendwie so negativ gesehen.“
Sorge: Genetisches Risiko für die Kinder	„[Mich beschäftigt] die Gefahr so ein bisschen, ist das auch vom Elternteil erblich. Da denkt man schon drüber nach.“
Sorge bezüglich Belastungen und Belastungsfolgen für die Kinder	„Ist bisschen problematisch alles mit meiner Tochter. Die kommt auch schlecht mit sich selbst klar, die hatte 'ne schwierige Kindheit. [weint]“

Viele der Eltern fühlen sich zumindest zeitweilig überfordert von den Aufgaben der Kinderbetreuung und -erziehung. Die Patienten sind sich insbesondere darüber im Klaren, dass sie vor allem während akuter psychotischer Phasen als Erziehungsperson ausfallen. Viele der Eltern machen sich deswegen Vorwürfe und hatten das Gefühl, eine schlechte Mutter bzw. ein schlechter Vater zu sein. Trotzdem erleben sie es als sehr verletzend, wenn Familienmitglieder oder Außenstehende ihre Erziehungsfähigkeit pauschal in Frage stellen. Dramatisierende Medienberichte über Fälle von Vernachlässigung oder Misshandlung seitens psychisch kranker Eltern werden deswegen als besonders stigmatisierend erlebt. Ein sehr schwieriges Thema ist in diesem Kontext auch die Angst, das Jugendamt könne den Eltern das Kind wegnehmen (Sorgerechtsentzug). In diesem Zusammenhang ist die Angst der erkrankten Eltern, ihre Kinder zu verlieren, ein sehr sensibles Thema. Vor allem alleinerziehende Mütter äußerten in den Interviews entsprechende Befürchtungen. Eltern, deren Kinder beim Ex-Partner leben, die bereits das Sorge- oder Aufenthaltsbestimmungsrecht für die Kinder verloren haben oder die zum Befragungszeitpunkt noch darum kämpften, schilderten in diesem Zusammenhang belastende und verletzende Erfahrungen. In manchen Fällen beschrieben Studienteilnehmer Gefühle von Trauer und Resignation, weil die Kontakte zu ihren Kindern nach einer Trennung nur sporadisch seien oder weil die Kinder selbst nach einiger Zeit keinen Kontakt mehr zu ihren psy-

chisch erkrankten Eltern wünschten. Etliche der befragten Eltern machten sich auch Sorgen im Hinblick auf das Wohlergehen und die Entwicklung ihrer Kinder. Zum einen befürchteten sie, die Kinder könnten aufgrund ihres genetischen Risikos später womöglich selbst psychisch erkranken. Zum anderen sind sich die Eltern darüber bewusst, dass auch ihre Kinder unter der Erkrankung leiden. Als Folge der erlebten Belastungen beschrieben sie Verhaltensauffälligkeiten, Entwicklungsprobleme oder bereits bestehende psychische Störungen der Kinder. Schizophrene Eltern sind sich häufig unsicher, ob, in welchem Alter und wie sie mit ihren Kindern über ihre Erkrankung sprechen sollten – sei es, weil sie sich selbst nur unzureichend informiert fühlen, weil sie ihre Kinder noch für zu klein halten, um diese Dinge zu verstehen, oder weil sie es generell als schwierig erleben, bei diesem Thema die richtigen Worte zu finden. Im Alltag versuchen sie, die Erkrankung zu verbergen, Gespräche darüber zu vermeiden und harmlosere Erklärungen (z.B. Migräne, Stress) für psychische Krisen anzuführen. Dahinter steht vielfach der Wunsch, die Kinder so lange wie möglich von der elterlichen Erkrankung „abzuschirmen“. In manchen Fällen befürchten die Eltern auch, ihre Kinder könnten sich womöglich von ihnen abwenden oder Angst vor ihnen bekommen, wenn sie von ihrer schizophrenen Erkrankung erfahren.

3.5 Auswirkungen auf die Paarbeziehung

Bei der Gesamtschau der untersuchten Fälle fällt zunächst auf, dass es in Paarbeziehungen mit einem schizophrenen Partner sehr häufig zu Trennungen kommt. So ergab die Analyse der Genogramme, dass es in fast allen untersuchten Familien mindestens eine Trennung oder Scheidung gegeben hatte. Dies zeigte sich auch in den „vollständigen“ Familienkonstellationen, in denen der erkrankte Elternteil mit Partner und Kind(ern) zusammenlebte: In fünf der sieben Fälle hatten die erkrankten Eltern vor der aktuellen Partnerschaft bereits eine frühere Ehe oder Paarbeziehung (zum Teil mit weiteren Kindern), die jedoch in die Brüche gegangen war. Während sich die Erkrankten, die in einer Partnerschaft lebten, tendenziell zufrieden mit der aktuellen Paarbeziehung und der familiären Situation äußerten, beschrieben deren Partner meist deutliche Beeinträchtigungen der Paar- und Elternbeziehung (vgl. Tabelle 3). Typischerweise erleben die Partner massive Stressbelastungen, wenn ein akuter psychotischer Schub auftritt. Doch auch nach dem Abklingen eines Schubs ist der Betroffene meist deutlich eingeschränkt, z.B. durch Antriebslosigkeit, Rückzug oder Reizbarkeit. Dadurch werden das Zusammenleben und die Kommunikation der Partner erheblich beeinträchtigt. Die Schizophrenie wird oft als latente Bedrohung empfunden, die wie ein „Damoklesschwert“ über dem Familienalltag schwebt. Der Partner wird in seiner Persönlichkeit oft als stark verändert empfunden. Im Alltag kommt es zu Reibereien und Streit zwischen den Partnern. Obwohl die meisten Partner Solidarität und Verantwortung für den Erkrankten empfinden, wird längerfristig häufig eine Trennung erwogen. Auch die meisten der von uns befragten Partner, die zum Befragungszeitpunkt mit dem Erkrankten zusammenlebten, hatten in der Vergangenheit schon einmal an Trennung bzw. Scheidung gedacht.

Table 3: Auswirkungen der schizophranen Erkrankung aus Sicht der Partner

Subkategorie	Ankerbeispiel
Solidarität und Verantwortung für erkrankten Partner	„Ich kümmere mich trotzdem immer noch um meine Ex-Frau. Also ich mach' schon 'ne Menge, weil da auch irgendwo ein Zusammenhalt ist.“
Beeinträchtigung der Paarbeziehung	„Unsere Ehe hat sich dadurch sehr verändert. Ich hab' mich halt arrangiert bzw. damit abgefunden, dass es nicht besser mit uns wird.“
Erhöhte Alltagsbelastung aufgrund der Erkrankung	„Irgendwie bleibt ja alles an mir hängen. Arbeiten, Haushalt, und dann haben wir noch das Kind. Das schlaucht manchmal ganz schön.“
Persönlichkeitsveränderung des erkrankten Partners	„Meine Frau ist momentan auch sehr impulsiv. Was sie früher nicht so war.“
Veränderte Rollen als Eltern	„Ich bin quasi wie eine alleinerziehende Person, weil er als Vater ja nichts mehr macht.“
Trennungsgedanken	„Scheidung oder so was irgendwie, das wabert da immer mal mit. Mal mehr, mal weniger.“
Belastungen während psychotischer Schübe	„Da ist er so richtig durchgedreht, ganz furchtbar. So dass die Polizei kommen musste und dass er zwangseingewiesen wurde.“

Insgesamt kann festgehalten werden, dass sich eine schizophrene Erkrankung gravierend auf die Beziehung von Paaren auswirkt. In manchen Fällen kommt es zu einer Neudefinition der Partnerschaft und einer grundlegenden Reorganisation der Rollen als Partner und Eltern. Hierbei scheint entscheidend zu sein, inwieweit es den Partnern gelingt, auftretende Belastungen gemeinsam zu bewältigen und tragfähige Arrangements für einen gemeinsamen Alltag mit der psychischen Erkrankung zu finden. Zugleich sind die Paarbeziehungen schizophrener Menschen offenbar sehr *fragil*, d.h. in hohem Maße von Zerrüttung, Trennung und Scheidung bedroht. Dies bedeutet, dass auch die Kinder überdurchschnittlich oft Trennungen und Beziehungsabbrüche ihrer Eltern erleben. Ex-Partner begründen die Trennung vom Erkrankten vielfach mit ihrer Verantwortung für das gemeinsame Kind. Indes kann Elternschaft zuweilen auch eine stabilisierende Funktion für die Paarbeziehung haben. Dies gilt z.B. für zusammenlebende Familien, in denen die (Ehe-) Partner trotz niedriger Beziehungszufriedenheit keine Trennung anstreben. Doch auch in Fällen, in denen die erkrankten Eltern nicht (mehr) mit ihren Kindern zusammenleben, kann Elternschaft in gewisser Weise beziehungsstabilisierend wirken, z.B. indem der Kontakt zwischen dem erkrankten Elternteil und dem gesunden Ex-Partner über ein gemeinsames Kind aufrechterhalten wird.

3.6 Belastungsverarbeitung und Belastungsfolgen bei den Kindern

Auch die Kinder erleben vielfältige Belastungen, die mit der der elterlichen Erkrankung zusammenhängen. So sind viele Kinder verunsichert, weil sie die Verhaltensweisen des erkrankten Elternteils nicht einordnen können. In den Interviews mit den Kindern wurde deutlich, dass diese häufig nicht oder nur vage über die Diagnose, die Symptomatik und die Behandlung der Schizophrenie informiert sind. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn die Eltern Hemmungen haben, mit den Kindern offen über die psychische Erkrankung zu sprechen, z.B. um die Kinder nicht unnötig zu belasten. Doch gerade diese Nicht-Thematisierung der Erkrankung bewirkt und verstärkt bei vielen Kindern Unsicherheit, Ängste, Scham- und Schuldgefühle. Sie denken z.B., dass auch sie nicht über

die psychische Erkrankung ihrer Eltern sprechen dürfen, insbesondere Außenstehenden gegenüber.

Obwohl die Kinder oft nur wenig über die elterliche Erkrankung wissen, spüren sie andererseits deutlich deren soziale und familiäre Folgen. So berichteten einige der Kinder, dass ihre Eltern oder sie selbst von anderen Personen (Verwandte, Freunde, Schulkameraden etc.) abgewertet oder ausgegrenzt worden seien. Manchmal ist es den Kindern aber auch selbst peinlich, dass ihre Mutter oder ihr Vater psychisch krank ist. Sie vermeiden es deswegen z.B., Freunde nach Hause einzuladen. In anderen Fällen fühlen sich die Kinder allein gelassen oder isoliert. Ihnen fehlt zum einen die Aufmerksamkeit der Eltern, die schon mit ihren eigenen Problemen überfordert sind. Zum anderen haben sie oft niemanden, mit dem sie über ihre Probleme sprechen können.

Die Auswertung der untersuchten Fälle zeigte weiterhin, dass einige Kinder sehr aufmerksame, sensible Beobachter ihrer erkrankten Eltern sind. Nicht selten sind es diese sensiblen Kinder, die die „Frühwarnzeichen“ eines sich anbahnenden psychotischen Schubs als erste bemerken und dies z.B. dem gesunden Elternteil mitteilen. Diese Kinder sind sehr loyal mit ihren erkrankten Eltern. Sie spüren, dass diese sie brauchen und fühlen sich verantwortlich für sie. Zugleich wollen sie ihren Eltern helfen und sie entlasten. So übernehmen sie oft familiäre Aufgaben und Rollen, die nicht ihrem Alter angemessen sind (z.B. emotionale Stabilisierung des erkrankten Elternteils, Verantwortung für Geschwister, Haushaltsführung). Sie wirken deswegen oft sehr vernünftig und „frühreif“ für ihr Alter. Von ihren Eltern erfahren sie dafür Lob, Anerkennung und Dankbarkeit.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass das Zusammenleben mit einem schizophränen Elternteil sehr belastend für die Kinder ist. Auf die Dauer kommt es bei ihnen sehr häufig zu Verhaltensauffälligkeiten und psychischen Beeinträchtigungen, die in einigen Fällen sehr augenfällig waren und die Gestaltung des Interviewkontakts enorm erschwerten. Die Auswertung der klinischen Interviews ergab, dass bei 11 der 18 mit dem Kinder-DIPS befragten Kinder mindestens eine psychische Störung gemäß der diagnostischen Richtlinien der ICD-10 vorhanden war. Am häufigsten waren dabei Störungen des Sozialverhaltens sowie depressive und Angststörungen. In der Regel war auch den Eltern dieser Kinder bewusst, dass diese belastet bzw. auffällig waren und ebenfalls Hilfe benötigten. In diesem Zusammenhang wünschten sie sich professionelle Hilfe und Unterstützung, z.B. im Hinblick auf eine adäquate Untersuchung, Behandlung oder die Krankheitsaufklärung ihrer Kinder:

„Manchmal habe ich schon überlegt, ob A. [14-jähriger Sohn] nicht doch mal zum Psychologen gehen soll oder irgendwo Therapie macht, um zu gucken wie stark ihn das belastet und ob's normal ist, was ihn belastet oder ob's doch schon zu viel ist, was auf seinen Schultern liegt, die Last. Dass er das auch mal altersgerecht erklärt bekommt.“ (Interview AS6, 38-jährige schizophrene erkrankte Mutter)

4. Diskussion

Die Ergebnisse der vorliegenden Familienstudie stehen im Einklang mit den eingangs referierten Forschungsbefunden. Die Fallanalysen und inhaltsanalytischen Auswertungen illustrieren die besondere Belastungssituation (Lenz 2005) und das erhöhte Entwicklungs-

risiko von Kindern schizopren erkrankter Eltern (Mattejat/Remschmidt 2008) ebenso wie die vielfältigen Belastungen der Ehe- und Lebenspartner (Jungbauer et al. 2004) sowie die ambivalente Bewertung von Erziehungsaufgaben (Savvidou et al 2003). Darüber hinaus leistet die vorliegende Studie u.E. einen innovativen Beitrag im Sinne einer familienbezogenen Perspektive in der sozialpsychiatrischen Forschung, der – wie wir hoffen – weitere „ganzheitliche“ Familienstudien anregt.

Bei der Bewertung der dargestellten Ergebnisse muss gleichwohl berücksichtigt werden, dass diese anhand einer kleinen, vermutlich nicht repräsentativen Stichprobe gewonnen wurden. Zum einen waren sehr stark beeinträchtigte, misstrauische und/oder wenig kooperationsbereite Eltern in der befragten Stichprobe naturgemäß nicht vertreten. Auch Familien, in denen ein Elternteil nicht mit der Befragung ihrer Kinder einverstanden war oder selbst nicht an der Studie teilnehmen wollte, blieben unberücksichtigt. Da die damit einhergehenden Selektionseffekte nicht kontrolliert oder dokumentiert werden konnten, gelten die dargestellten Ergebnisse möglicherweise nicht uneingeschränkt für alle Familien mit einem schizoprenen Elternteil.

Ungeachtet dieser Limitationen stützt die vorliegende Studie die Auffassung, dass psychische Erkrankungen „Familienkrankheiten“ sind (Wagenblaus 2003): Nicht nur die Patienten selbst, sondern auch ihre Familienangehörigen sind in vielfältiger Weise betroffen. In diesem Sinne belegen die Untersuchungsergebnisse, dass sich die Schizophrenie eines Elternteils auf den Lebensalltag sämtlicher Familienmitglieder auswirkt. Darüber hinaus wurde deutlich, dass die Erkrankung das gesamte Familiensystem beeinflusst, verändert und zu individuellen wie kollektiven Anpassungsleistungen zwingt. Familiensystemisch gesehen kann die Bewältigung der schizoprenen Erkrankung als nicht-normative Familienentwicklungsaufgabe betrachtet werden, bei der alle Familienmitglieder zugleich betroffen sind und die unterschiedlichen Systemebenen in komplexer Weise miteinander verschränkt sind (Jungbauer 2009; Schneewind 2010).

Obwohl die Paar- und Familienbeziehungen schizopren erkrankter Menschen sehr fragil sind und ein erhöhtes Risiko für Beziehungsstörungen und -abbrüche aufweisen, sind sie als Gesamtsystem zuweilen erstaunlich stabil. Es ist zu vermuten, dass hierbei komplementäre Beziehungs- und Verhaltensmuster wirksam sind, die Partner, Eltern und Kinder im Sinne einer Kollusion aneinander binden und förderliche Veränderungen erschweren können. Aus einer anderen Perspektive scheinen im Zuge einer familiären Bewältigung der Erkrankung Selbstorganisationsprozesse stattzufinden, die sich sowohl in den familiären Subsystemen (Paarbeziehung, Elternbeziehung, Eltern-Kind-Beziehungen) als auch im gesamten Familiensystem zeigen. Dabei haben individuelle sowie kollektive Anpassungs- und Normalisierungsstrategien eine wichtige Bewältigungsfunktion. Die Schizophrenie eines Elternteils kann als Familienrealität offenbar leichter akzeptiert werden, wenn ein weitgehend „normales“ Leben trotz der Erkrankung als real bzw. möglich angesehen wird. Zugleich stellen Partnerschaft und Elternschaft wichtige Ressourcen für die Betroffenen dar. Kinder zu haben, bedeutet vor allem anderen Nähe und Zugehörigkeit, Freude, Stolz, Alltagsstruktur und Lebenssinn. In dieser Hinsicht unterscheiden sich schizopren erkrankte Eltern vermutlich nicht wesentlich von andern Eltern. Deshalb bedeutet Elternschaft auch per se Normalität – in dem Sinne, dass die Elternrolle ganz „normale“ Anforderungen und Erfahrungen jenseits der psychischen Erkrankung beinhaltet. Aus klinisch-psychiatrischer Sicht erscheint es deswegen sehr wichtig, schizophrene Pati-

enten stärker in ihren Alltags- und Familienbezügen zu sehen. So sollte der behandelnde Arzt in Beratungsgesprächen die familiäre Situation des Patienten ausführlich explorieren. Eine bestehende Paarbeziehung und Kinder eröffnen Chancen für eine ressourcenorientierte Behandlung, z.B. indem in Beratungsgesprächen nicht nur Beschwerden und Medikation, sondern auch die Partner- und Elternrollen sowie die Stärkung entsprechender Kompetenzen thematisiert und reflektiert werden. Ferner sollte erwogen werden, inwieweit der Partner und gegebenenfalls die Kinder des Patienten in die Behandlung einbezogen werden können. Die Stabilisierung und Unterstützung familiärer Strukturen dürfte sich mittelfristig günstig auf den Erkrankungsverlauf auswirken und kann daher als wichtiges Therapieziel jenseits „klassischer“ psychiatrischer Kriterien betrachtet werden.

Die Untersuchungsergebnisse unterstreichen allerdings auch, dass Kinder schizophrener erkrankter Eltern ein erhöhtes Entwicklungsrisiko aufweisen. Während die Prävalenz psychischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen in der Allgemeinbevölkerung zirka 15 bis 16% beträgt (Hölling/ Schlack 2008), war sowohl in der vorliegenden Teilstudie als auch in der gesamten DFG-Rahmenstudie etwa bei der Hälfte der untersuchten Kinder mindestens eine psychische Störung im Sinne der ICD-10 vorhanden. Angesichts der relativ geringen Größe der von uns untersuchten Stichprobe müssen diese Vergleichszahlen natürlich mit Vorsicht interpretiert werden. Trotzdem kann vor dem Hintergrund anderer aktueller Forschungsbefunde (vgl. Mattejat/ Remschmid 2008) angenommen werden, dass die erlebten Belastungen im Zusammenspiel mit einer genetisch bedingten Vulnerabilität dazu beitragen dürften, dass viele dieser Kinder erheblich in ihrer Persönlichkeitsentwicklung beeinträchtigt sind und selbst zu einer Risikogruppe für psychopathologische Auffälligkeiten werden.

Vor diesem Hintergrund sollten präventive Hilfen für Kinder und ihre Familien möglichst früh und zielgerichtet realisiert werden, nach dem Prinzip „besser früh betreuen als später behandeln“ (Deneke 2005). Für die Kinder sollten unterschiedliche, einander ergänzende Hilfen bereitstehen, z.B. kindgerechte Information und Beratung, Austausch- und Kontaktmöglichkeiten sowie Angebote zur Förderung personaler und sozialer Ressourcen (vgl. Magolei/Jungbauer 2010). Ein primäres Anliegen sollte dabei ein verbessertes Krankheitswissen und -verständnis der Kinder sein, denn durch altersgemäße Aufklärung und Information über die elterliche Erkrankung können die Kinder das Verhalten des erkrankten Elternteils besser einschätzen und fühlen sich der Situation nicht mehr hilflos ausgeliefert. Ausgangspunkt der Aufklärung sollte dabei immer das individuelle Erleben der Kinder und deren konkrete Fragen sein. Wichtig ist es auch, nicht nur Sachinformationen zu vermitteln, sondern auch die emotionale Ebene zu berücksichtigen (vgl. Lenz 2010).

Obwohl es inzwischen auch in Deutschland zunehmend mehr präventive Hilfeangebote für Kinder psychisch kranker Eltern gibt (Mattejat 2008), bleiben diese häufig auf die Kinder selbst beschränkt. Doch idealerweise sollten entsprechende Unterstützungsangebote familienorientiert konzipiert sein, d.h. Hilfen sollten nicht nur für Kinder bereitstehen, sondern in ein Gesamtkonzept eingebettet sein, welches das gesamte Familiensystem berücksichtigt. Aus diesem Grund zielen moderne Präventionsprogramme darauf ab, Ressourcen sowohl bei den Kindern als auch bei ihren Eltern bzw. Familien zu fördern, möglichst auch unter Einbeziehung des institutionellen Kontexts (Beardslee 2009; Lägele 2008; Lenz 2010).

Es liegt auf der Hand, dass präventive Hilfen für Kinder nur dann wirksam implementiert werden können, wenn deren Eltern dies wünschen bzw. damit einverstanden

sind. Allein schon deswegen ist es wichtig, eine konstruktive Arbeitsbeziehung mit den Eltern aufzubauen und diese mit „ins Boot“ zu holen. Im Interesse der Kinder sollten Ängste, Scham- und Schuldgefühle der Eltern sowie Hemmschwellen gegenüber Einrichtungen der Jugendhilfe ernst genommen werden (vgl. Kölch/Schmid 2008). Aufgrund ihrer oft skeptischen Haltung sollten zudem niedrigschwellige Beratungsangebote bereitstehen, die unabhängig von zu beantragenden Hilfen zur Erziehung nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) sind. Erfahrungen aus der Praxis zeigen, dass solche niedrigschwelliger Hilfeangebote von betroffenen Eltern stark gewünscht und meist positiv bewertet werden (Kilian/Becker 2008; Lägell 2008).

Die wahrscheinlich wichtigste Voraussetzung für eine wirksame und nachhaltige Unterstützung betroffener Familien dürfte indes struktureller Natur sein: Notwendig ist nämlich eine institutionalisierte Kooperation zwischen der Erwachsenenpsychiatrie und der Jugendhilfe – zwei Hilfesystemen, die oft wenig voneinander wissen und noch seltener systematisch zusammenarbeiten. Nur wenn es künftig gelingt, verbindliche Kommunikations- und Kooperationsstrukturen zwischen diesen Hilfesystemen aufzubauen, können unseres Ermessens Familien mit einem psychisch kranken Elternteil wirklich angemessen und nachhaltig unterstützt werden.

Danksagung

Das Forschungsprojekt „Schizophrenie und Elternschaft“ wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Projekt LE 2232/1-2) gefördert. Wir bedanken uns bei den beteiligten Familien für ihre Bereitschaft, an der Befragung teilzunehmen und das Vertrauen, das sie uns geschenkt haben. Bedanken möchten wir uns auch bei den kooperierenden Kliniken und Einrichtungen für ihr Engagement und die gute Zusammenarbeit.

Literatur

- Angermeyer, M.C. (1995). Ergebnisse der Forschung zum sozialen Netzwerk schizophrener Kranker. In: H. Häfner (Hrsg.), *Was ist Schizophrenie?* Stuttgart: Gustav-Fischer-Verlag, S. 171-188.
- Bateson, G., Jackson, D. D., Haley, J. & Weakland, J. H. (1969). Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie. In: G. Bateson, D. D. Jackson, J. Haley, J. H. Weakland, L. C. Wynne, I. M. Ryckoff, J. Day, S. J. Hirsch, T. Lidz, A. Cornelison, S. Fleck, D. Terry, H. F. Searles, M. Bowen, E. F. Vogel, N. W. Bell, R. D. Laing & J. Foudrain (Hrsg.), *Schizophrenie und Familie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11-43.
- Beardslee, W. R. (Hrsg.) (2009): *Hoffnung, Sinn und Kontinuität. Ein Programm für Familien depressiv erkrankter Eltern*. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Craig, T. & Bromet, E. J. (2004). Parents with psychosis. *Annals of Clinical Psychiatry*, 16, S. 35-39.
- Deneke, C. (2005): Besser früh betreuen als später behandeln. In: F. Mattejat & B. Lisofsky (Hrsg.), *Nicht von schlechten Eltern. Kinder psychisch Kranker*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 87-91.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Grube, M. & Dorn, A. (2007). Elternschaft bei psychisch Kranken. *Psychiatrische Praxis*, 34, S. 66-71.
- Häfner H. (2002): *Das Rätsel Schizophrenie. Eine Krankheit wird entschlüsselt*. München: Verlag C.H. Beck.

- Hildenbrand, B. (2005). *Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hinz, A., Kuhn, J., Decker, O., Lenz, A. & Jungbauer, J. (2010). Lebenszufriedenheit und subjektive Relevanz von Lebensbereichen bei schizophren Erkrankten. Welche Bedeutung haben Partnerschaft und Elternschaft? *Fortschritte der Neurologie/Psychiatrie*, 78, S. 147-153.
- Hölling, H. & Schlack, R. (2008): Schutzfaktoren und gesundheitsbezogene Lebensqualität bei chronisch kranken Kindern und Jugendlichen. Ergebnisse aus der KiGGS-Studie. *Gesundheitswesen* 70, S. 473.
- Jungbauer, J. (2009). *Familienpsychologie kompakt*. Weinheim: Beltz.
- Jungbauer, J., Kuhn, J. & Lenz, A. (2010a, im Druck). Zur Prävalenz von Elternschaft bei schizophrenen Patienten. *Gesundheitswesen*.
- Jungbauer, J., Kuhn, J. & Lenz, A. (2010b, im Druck). Wie verlässlich sind Einschätzungen schizophoren erkrankter Eltern hinsichtlich möglicher Entwicklungsstörungen bei ihren Kindern? Zur Übereinstimmungsvalidität der Child Behavior Checklist (CBCL). *Zeitschrift für Medizinische Psychologie*.
- Jungbauer, J. & Lenz, A. (2008). Psychische Krankheit, Partnerschaft und Elternschaft: Perspektiven für Forschung und Praxis. In: A. Lenz & J. Jungbauer (Hrsg.), *Kinder und Partner psychisch kranker Menschen: Belastungen, Hilfebedarf, Interventionskonzepte*. Tübingen: dgvt-Verlag, S. 7-35.
- Jungbauer, J., Wittmund, B., Dietrich, S. & Angermeyer, M. C. (2004). The disregarded caregivers: subjective burdens in spouses of schizophrenia patients. *Schizophrenia Bulletin*, 30, S. 665-675.
- Kilian, S. & Becker, T. (2008). FIPS – ein Beratungs- und Unterstützungsangebot für Familien mit einem psychisch erkrankten Elternteil. *Nervenheilkunde*, 27, S. 541- 544.
- Kölch, M. & Schmid, M. (2008). Elterliche Belastung und Einstellungen zur Jugendhilfe bei psychisch kranken Eltern. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 57, S. 774-788.
- Kuhn, J., Hinz, A., Lenz, A., Blobel, K. & Jungbauer, J. (2010, im Druck). Bindungsstile und Partnerschaftsqualität in Paarbeziehungen schizophoren erkrankter Menschen. *Fortschritte der Neurologie/Psychiatrie*.
- Kuipers, E., Bebbington P., Dunn, G., Fowler, D., Freeman, D., Watson, P., Hardy, A. & Garety, P. (2006). Influence of carer expressed emotion and affect on relapse in non-affective psychosis. *British Journal of Psychiatry*, 188, S. 174-179.
- Krumm, S. & Becker, T. (2006). Subjective views of motherhood in women with mental illness – A sociological perspective. *Journal of Mental Health*, 15, S. 449-460.
- Lägel, I. (2008): Präventive Arbeit mit Kindern psychisch kranker Eltern. Ein multidimensionaler Ansatz zur Förderung der protektiven Faktoren. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 57, S. 789-801.
- Lenz, A. (2005). *Kinder psychisch kranker Eltern*. Göttingen: Hogrefe.
- Lenz, A. (2010). *Ressourcen fördern. Materialien für Kinder und ihren psychisch kranken Eltern*. Göttingen: Hogrefe.
- Magolei, V. & Jungbauer, J. (2010). Von der Theorie zur Praxis: AKisiA – ein Hilfeangebot für Kinder psychisch erkrankter Eltern. In: J. Jungbauer (Hrsg.), *Familien mit einem psychisch kranken Elternteil: Forschungsbefunde und Perspektiven für die Soziale Arbeit*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Verlag, S. 201-252
- Mattejat, F. (2008). Kinder mit psychisch kranken Eltern: Was wir wissen und was zu tun ist. In: F. Mattejat & B. Lisofsky (Hrsg.): *Nicht von schlechten Eltern. Kinder psychisch Kranker*. Bonn: BALANCE buch + medien verlag, S. 68-95.
- Mattejat, F. & Remschmidt, H. (2008). Kinder psychisch kranker Eltern. *Deutsches Ärzteblatt/PP*, 7/2008, S. 312-317.
- Mayring P. (2007). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Mruck, K. & Mey, G. (1998). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: PVU, S. 284-306.

- Savvidou, I., Bozikas, V.P., Hatzigeleki, S. & Kravatos, A. (2003). Narratives about their children by mothers hospitalized on a psychiatric unit. *Family Process*; 42, S. 391-402.
- Schmid, M., Schielke, A., Fegert, J. M., Becker, T. & Kölch, M. (2008). Kinder psychisch kranker Eltern. Eine Befragung von stationär psychiatrisch behandelten Eltern. Methodik, Studienpopulation und Epidemiologie. *Nervenheilkunde*, 27, S. 521-526.
- Schneewind, K. A. (2010). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer (3., überarbeitete und erweiterte Auflage).
- Stelling, K., Kuhn, K., Riedel-Heller, S. & Jungbauer, J. (2009). Entwicklungsprobleme bei jungen Erwachsenen mit einer psychischen Erkrankung: Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie. *Psychiatrische Praxis*, 36, S. 119-124.
- Unnewehr, S., Schneider, S. & Margraf, J. (Hrsg.) (1998). *Kinder-DIPS. Diagnostisches Interview bei psychischen Störungen im Kindes- und Jugendalter*. Berlin: Springer.
- Wagenblass, S. (2003). Wenn Kinder in ver-rückten Welten leben. Die Entdeckung der Kinder psychisch kranker Eltern als betroffene Familienangehörige. *Soziale Psychiatrie*, 3/2003, S. 8-11.
- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In: G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: PVU, S. 227-255.

Eingereicht am/Submitted on: 03.08.2010

Angenommen am/Accepted on: 31.01.2011

Anschrift der Autoren/Addresses of the authors:

Prof. Dr. Johannes Jungbauer (Korrespondenzautor/Corresponding author)

Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen, Aachen
Institut für Gesundheitsforschung und Soziale Psychiatrie (igsp)
Robert-Schuman-Straße 25
52066 Aachen

E-Mail: j.jungbauer@katho-nrw.de

Jutta Kinzel-Senkbeil, Diplom-Sozialpädagogin (FH)
Die Kette e.V., Beratungsstelle für psychisch kranke und behinderte Menschen, Düren

Juliane Kuhn, Diplom-Psychologin
Institut für Gesundheitsforschung und Soziale Psychiatrie (igsp), Paderborn

Prof. Dr. Albert Lenz
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen, Paderborn
Institut für Gesundheitsförderung und Soziale Psychiatrie (igsp)

Forschungsnotizen

Johannes Huinink, Josef Brüderl, Bernhard Nauck, Sabine Walper, Laura Castiglioni & Michael Feldhaus

Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (*pairfam*): Conceptual framework and design

Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (*pairfam*):
konzeptioneller Rahmen und Forschungsdesign

Abstract:

This article introduces the DFG-funded “Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics” (*pairfam*) study, which was initiated to provide an extended empirical basis for advances in family research. Within the context of challenges in couples and family research, we address the major substantive fields covered by the *pairfam* panel: couple dynamics and partnership stability, childbearing, parenting and child development, and intergenerational relationships. Then we present the conceptual framework and survey design of *pairfam*. The panel started with about 4,000 respondents (anchors) in each of three birth cohorts: 1991-1993, 1981-1983, and 1971-1973. The panel also includes anchors’ partners. From the second wave onwards parents and children of anchors are included. The policy of *pairfam* with regard to the provision of scientific use files and data distribution are discussed in the concluding remarks.

Key words: children, couples, family research, Germany, panel study, *pairfam*, parenting, partnership

Zusammenfassung:

Dieser Beitrag stellt das deutsche Beziehungs- und Familienpanel (*pairfam*) vor, das eine empirische Basis für Fortschritte in der Beziehungs- und Familienforschung bieten soll. Vor dem Hintergrund zentraler Herausforderungen in der Partnerschafts- und Familienforschung werden Themenschwerpunkte, der konzeptuelle Rahmen und das Design des *pairfam*-Projekts vorgestellt. Inhaltlich fokussiert werden Fragen der Aufnahme, Gestaltung und Beendigung von Partnerschaftsbeziehungen, Elternschaftsentscheidungen bei Familiengründung und -erweiterung, Erziehung und Eltern-Kind-Beziehungen sowie Intergenerationenbeziehungen. Befragungsteilnehmer waren in der ersten Erhebungswelle je rund 4.000 Jugendliche (geboren 1991-93), junge Erwachsene (geboren 1981-83) und Erwachsene im mittleren Lebensalter (geboren 1971-73) sowie nach Möglichkeit auch deren Partner/in. Ab der zweiten Erhebungswelle werden auch Eltern und Kinder einbezogen. Am Ende des Beitrages werden einige Angaben zur Distribution der Daten als *scientific use file* gemacht.

Schlagwörter: Erziehung, Familienforschung, Deutschland, Kinder, Partnerschaften, Panelstudie, *pairfam*, Partnerschaft

1. Introduction

In the past decades, considerable progress has been made in family research. Sociological and demographic research that monitors changing family forms and living arrangements has gone beyond household boundaries in order to capture the complexity of multi-local family systems as they arise from migration, mobility, divorce, and intergenerational links across households (Peuckert 2008). Economic and sociological research not only points to the institutional and socioeconomic conditions of family life, but also addresses the exchange of support within family networks and the negotiation of limited resources within family systems (Conger/Rueter/Conger 2000; Kohli/Albertini/Künemund 2010). Psychological research provides a rich picture of family dynamics as evolving from family members' mutual expectations, individual cognitions, emotions, and behaviors and vice versa (Bodenmann 2006; Walsh 2003). And medical research along with other disciplines seeks to shed light on links between family risks and resources, health-related life styles, and family members' well-being.

Yet, the complexity of linkages across the domains of family life and levels of analysis is not fully understood. The need for interdisciplinary cooperation has been increasingly recognized as a powerful tool to understand the complexity of family development and family dynamics in social, legal, economic, and cultural contexts and to shed light on the interplay between individual experiences, dispositions, behaviors, and well-being as they mutually influence each other in the context of family.

The aim of this article is to provide an overview of the main features of the German "Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics" (*pairfam*) study, which shall provide an empirical basis for achieving further improvements in understanding couples and family dynamics. The study is based on the notion that progress in family research strongly depends on sharing and conjoining expertise developed in the various disciplines, developing integrative theoretical perspectives, and employing longitudinal approaches with a large, representative data base and a broad array of information. So far, large-scale longitudinal studies on union formation and dissolution, fertility, or intergenerational relationships mainly focus on economic and socio-structural variables and pay less attention to psychological factors that would allow family-related decision-making processes to be modeled in detail. While psychological research does generate rich data, these are often derived from small samples or within study designs that fail to integrate socio-structural variables sufficiently.

Employing a prospective design that covers the age span from adolescence to late adulthood and that comprises multiple generations, the project will allow investigation into developmental issues, differential trajectories in relationship development, and mutual influences among members. It will also allow investigators to address a variety of contextual conditions in the proximal and distal environment. The *pairfam* project has begun collecting a wide range of data on an annual basis for three age cohorts, starting in 2008/2009 with a sample of 12,400 participants in adolescence, young adulthood, and middle adulthood. A joint initiative of a group of family researchers from various disciplines made this possible. In 2004, the Priority Program 1161 "Beziehungs- und Familienentwicklung [Relationship and Family Development]," funded by the German Research Foundation, supported the infrastructure needed to prepare this new German panel study. Between 2004 and 2008, ap-

appropriate instruments for data collection as well as the conceptual framework of *pairfam* were developed (Feldhaus/Huinink 2008; Walper/ Wendt 2010).

In the following sections, we first identify some challenges in family research, from which we derived a research agenda in four major fields of inquiry. This agenda guided the design of the *pairfam* panel. Then we present the conceptual framework of *pairfam*, describe the contents of the panel and explain the complex multi-actor design of the study in greater detail. The policy of *pairfam* with regard to the provision of scientific use files and the data distribution are discussed in the concluding remarks.

2. Challenges of current research on couples and family dynamics

Families are far from being a clear-cut set of people, and even couples have become less “visible”, given decreased institutionalization of partnership relations. While this already poses considerable demands for partnership and family research, even more complexity results from the multi-faceted interplay of couples and family dynamics with individual development, activities in other life domains, social context, and societal conditions that frame the pursuit of subjective well-being during the life course (Huinink 2005; Seltzer et al. 2005). In order to describe the starting point for implementing the *pairfam* panel, we address the following five kinds of challenges that need to be overcome in order to achieve further progress in couples and family dynamics research.

1. *Descriptive demands*: Given the expanding variety in living arrangements and family structures over time, the descriptive information available from demographic family research has to be updated and differentiated steadily so as to capture continuity and change in relationship arrangements. More specifically, differentiated descriptive information has to account for less institutionalized types of relationships such as unmarried partners in “living apart together” arrangements, stepchild relations, grandparent-child relations, non-normative types of relationships (e.g. homosexual partnership), and diversified patterns of family roles including children’s relationships with any number of non-traditional parental figures such as a parent not living in the household, married and unmarried stepparents, or a single parent’s new partner. It must also account for patterns of couple and family relationships that span stages of relationship development, different households, or geographic distance due to the mobility of partners and family members.
2. *Individual perspectives on linked lives*: While family members typically hold individual views regarding their relationships, research on couples and families needs also to include partners’ perspectives. This is important not only to be able to identify shared as well as distinct or even contradictory experiences, but also to allow for a fuller understanding of mutual interdependence in decision making and action. Elder’s concept of “linked lives” (Elder 1994) alerts us to the fact that family members’ lives are interdependent. Individual actors affect each other through their behavior, be it as partners, as siblings, or as parents in relationships with young or adult children. Only multi-actor designs and adequate methodological approaches (e.g. dyadic data analyses) are suited to capture these processes adequately.

3. *Cross-domain effects*: Family life is closely intertwined with other domains of the life course. Families are confronted with expectations in the labor market and school settings. Family life may also set the stage for social participation in other societal contexts, and it has long been recognized as a major context for recreation. To understand couples and family dynamics as part of the multidimensional life course more adequately, special attention needs to be paid to the likely mutual influences between these spheres as well as to the logic of context-bound individual action in the pursuit of individual goals. More specifically, it is necessary to understand how actors allocate their resources and engagement in these fields of activities (e.g. family life and work), aiming to achieve and sustain subjective well-being. Selective investments in close relationships and other domains of life may compete, support, or complement each other. Alternatively, they may substitute for each other, as when friendship networks or social relations at work substitute for strong family ties. However, we still know very little about whether family benefits can be substituted, as these are assumed to provide particularly close, personal, and authentic interactions (Huinink 1995).
4. *Selection and adaptation across the life course*. Family processes are typically recursive, and mechanisms of selection and adaptation make it difficult to specify cause-effect relationships within them. They are, however, of essential importance as they can be found across the entire life course (Lesthaeghe 2002). For example, values and intentions may influence the probability of family-related transitions such as marriage or childbearing (selection), while at the same time such transitions probably reshape the actors' family-related values (adaptation). Individual norms, attitudes, and cognitive scripts of the future life course – which typically emerge in earlier life phases – are particularly likely candidates for selective pattern determination (Mayer 2009).
5. *Multilevel context and social embeddedness*: Just as family life is linked to other domains of life, families are embedded in the larger social, economic, and cultural contexts. These affect their structure and functioning. The multilevel embeddedness of union and family development is an essential characteristic that must be addressed in order to adequately understand the dynamics of couple and family relations. Studies investigating the effects of economic conditions and societal institutions on couples and family dynamics in national, regional, or local environments are important. The same holds true for the embeddedness of relationships (for example, couples or parent-child dyads) in social and kinship networks.

Focusing on these more conceptual issues, the next section will highlight aspects of our agenda with regard to the four major substantive fields of couples and family research covered by the *pairfam* panel: (1) couple dynamics and partnership stability, (2) childbearing, (3) parenting and child development, and (4) intergenerational relationships. These research fields address the major domains of family life that are of particular salience due to recent demographic changes such as reduced marriage rates, increased cohabitation, high rates of separation/divorce, reduced fertility rates, increased unmarried childbearing and the increased longevity that has lengthened the shared life span between generations. Furthermore, understanding the causes and consequences of diverse patterns of relationship quality for the well-being of children, adolescents, and adults is essential for policy planning and designing appropriate interventions.

3. Research issues in the major content domains of *pairfam*

3.1 Couple dynamics and partnership stability

Patterns of union formation and the dynamics of couple relationships have changed considerably during the last 50 years (see Walper/Wendt 2010b). Romantic involvement starts earlier in the life course while marriage has become postponed if not replaced by unmarried unions (Hoehn/Avramov/Kotovska, 2008). As the latter have become more prevalent across all age groups and as mobility demands increased, hybrid forms of living arrangements involving two (or more) households have gained relevance. Partnership stability has decreased, and even after separation former partners are expected to cooperate for the sake of co-parenting (Pryor/Rodgers 2001; Smart/Neale/Wade 2001). Many of these changes in couple relationships are not yet adequately reflected in current *demographic descriptions*. For example, although increasing attention is being paid to commuting couples and the diverse arrangements of “living apart together” in partnerships (Schneider/Limmer/Ruckdeschel 2002; Schneider/Meil 2009), the complex spatial and temporal structures of such arrangements still have to be spelled out. Accordingly, there is a need for updating our descriptive knowledge about couples’ living arrangements, employing more refined information particularly with respect to mobility regimes and paying attention to how these relate to trajectories of couple development as they may be identified in longitudinal perspective (Brüderl 2004).

Longitudinal analyses are indispensable not only for identifying more or less typical trajectories of institutionalization in partnership development but also for addressing issues of causation. In partnership research, additional challenges arise from the notion that partners’ life courses have to be “co-organized” (Blossfeld/Drobnič 2002). Each partner’s attitudes and behaviors are context for the other’s decisions and vice versa (*linked lives*). In order to shed light on how partners affect each other (with regard to educational or occupational development or to family planning, for example), coupled life courses must be analyzed with appropriate dyadic data and related statistical models (Lyons/Sayer 2005). So far, reverse influences of partners on each other have only begun to be more broadly addressed by current research.

Psychological analyses suggest that the following factors play major roles in partnership quality and stability: previous relationship experiences, personal resources and skills in navigating through emotionally charged social encounters, the kinds of causes each partner attributes to the other’s behavior, both partners’ conflict tactics, and their dyadic stress management (Karney/Bradbury 1995; Bodenmann et al. 2007; Fincham 2004; Randall & Bodenmann 2009). More recently, the traditional focus on destructive forces in relationships has shifted to a focus on repair mechanisms which allow couples to overcome crises and promote resilience in their relationships. Such repair mechanisms include, for example, those stemming from religious beliefs or partners’ willingness to forgive and make sacrifices (Fincham/Stanley/Beach 2007). While it would seem timely to bridge such micro-level perspectives with the previously outlined perspectives on macro-level trends, suitable *interdisciplinary approaches* are slow to rise. Yet, they seem most promising for allowing adequately broad and at the same time differentiated analyses of how partnership relations develop, be it with regard to the quality of the relationship, to

issues of labor division, to the internal power distribution, or to the stability of the relationship (Arránz Becker 2008).

One guiding assumption is that *cross-domain effects* increase the cost of living in an intimate relationship or in a marriage in modern welfare societies (Peuckert 2008). Successfully combining commitment in an intimate relationship with individual flexibility, autonomy, and mobility in one's career or other domains of the life course is difficult. Although intimate relationships might even gain relevance for individual well-being, actors seem less likely to invest in partnership relations. Rather, they tend to minimize the restrictions that arise from the binding forces of intimate relationships. For most individuals up to mid-adulthood, living alone has become more attractive (Lengerer/Klein 2007), most likely because normative barriers have been lowered and the instrumental benefits of common householding have decreased. In order to understand the logic of such choices, not only must general social trends be outlined, but conflicting life goals and options for replacing the social benefits typically derived from long-term partnerships have to be identified. While such conflicting goals and competing options may contribute to the decline of marriage and the instability of unions, they do not guide all social groups or individuals in the same manner. For example, regional differences in marriage behavior suggest that cultural factors still contribute to diversity in union formation and development (Hank 2003b).

To pay adequate attention to the *multilevel contexts* of union formation and particularly of couple development is a challenging task that has not been well resolved so far – in part due to the fact that sociological research in this field is quite rare (Hill 2004). Marriage and partner markets have been restructured socially and include new arenas of meeting and mating. Living conditions as well as expectations regarding satisfying relationships have changed (Amato/Booth/Johnson 2007), creating new disparities between reality and expectations. For example, the now widely-accepted egalitarianism pertaining to gender norms is hard to reconcile with the remarkably stable gender roles in the division of household tasks as observable in parents' every day life in Germany (Huinink/Roehler 2005). In seeking to understand the decisions involved in partnership formation and couple development, attention must be paid to the larger context of changing partner markets and today's life course regimes, but also to how these intersect with both partners' individual dispositions and opportunities.

With respect to relevant biographical experiences in the family context, some progress has been made in identifying aspects of intergenerational transmission in the areas of partnership quality and stability (Amato 1996; Diekmann/Engelhardt 1999; Diefenbach 2000). This is particularly true for attachment research (Grossmann/Grossmann 2004; Miculincer/Goodman 2006). However, it is not yet fully understood to what extent and through which processes the organization of one's intimate relationships is guided by early experiences and how these compete with current experiences and events in various life domains. For example, issues of gender constellation in intergenerational role learning seem to be significant, but these need to be explored in further detail (Walper et al. 2008). To understand the influence of biographical experiences in other relationship contexts, a broad array of information about past and present relationships with parents, friends, and previous romantic partners has to be provided prospectively.

The *pairfam* project seeks to enable such analyses by taking a differentiated look not only at various aspects of partnership quality (intimacy, autonomy, emotional security

etc.) or of subjective quality, dyadic coping, and conflict solving behavior as experienced and played out by both partners. It also focuses on personal expectations in terms of hopes and fears regarding a partnership, personality and skills, social networks and the quality of other significant relationships.

3.2 Childbearing

Processes of family formation and extension are embedded in a large variety of living arrangements and social network structures. Partnership and family transitions seem to follow pluralized patterns as well (Peuckert 2008). The detailed *description* of those patterns over the life course and in cohorts comparison is of substantial relevance. As in the case of couples dynamics, more differentiated information is needed to provide a better view of the variability of family structures in the future. In the analysis of fertility-related decision making (intention and timing), individual expectations about the welfare gains and losses associated with having children as compared to other options of achieving and sustaining subjective well-being over the life course have to be considered (Liefbroer 2005; Huinink/Feldhaus 2009). However, fertility decisions usually require two individuals to agree (*linked lives*). If couples do not share childbearing orientations, family formation or enlargement is likely to be postponed (Kurz 2005; Miller/Severy/Pasta 2004). Dyadic models of the interdependence of couples' fertility orientations help us to understand the relevance of this issue (Stein/Pavetic 2008).

Parenthood competes with other options in the life course such as pursuing a career, material prosperity, and personal autonomy. *Cross-domain effects* have to be expected. The relationship between education or labor force participation and family formation has already been studied extensively, but it is still not completely understood (Rindfuss/Brewster 1996; Schröder/Brüderl 2008; Schröder/Pförr 2009). Research on the relationship between unemployment of women and fertility shows inconsistent or even contradictory findings (Kreyenfeld 2003; Brose 2008). However, a man's or woman's decision to have a child depends on their expectations regarding the possibility of reconciling family activities with activities in other life domains. An important question is to what degree individuals would reduce their engagement in other life domains in favor of raising children and vice versa. This refers to the general question of substitution and complementarity in personal investments, which has been addressed only rarely so far (Diewald 2003).

Personal dispositions and normative aspects of decisions regarding parenthood are highly relevant factors (Nauck 2007). Couples may neglect the long-term consequences of parenthood and do not compare the costs and benefits of children to other domains of welfare production in a purely rational manner. Personal values and preferences regarding marriage, parenthood, and activities in other domains of the life course presumably matter a great deal. However, the significance of value orientations and attitudes for family-related decisions has not been as thoroughly studied as have socio-structural factors such as social status or education. In particular, value-related *selection* effects and value *adaptation* cannot not be distinguished without prospective data. Those kinds of analyses require appropriate panel data (Lesthaeghe 2002).

Theories agree that in modern societies the psychological-emotional benefits of having children (affect, identity, and generativity) dominate other kinds of benefits (Nauck 2001). Accordingly, parents should be motivated to invest more in the “quality” of children (e.g. education) than in the “quantity” of children (Becker 1991), even as aspirations in regard to children’s “quantity” should rise. At the same time, couples only consider becoming parents if they feel mature enough to take over responsibility for children (Müller-Burhop 2008). In addition, certainty about one’s future biography should be of major relevance. Questions of why and when partners do or do not feel ready for children have yet to be answered (Liefbroer 2009). Couples may repeatedly put off the decision to have a child. By doing so, they might reduce both aspiration levels and their anticipation of the consequences of parenthood as they get older and start hearing their biological clock ticking. Or they “slide” into voluntary or involuntary childlessness and adapt their value system in an affirmative way. The question of involuntarily childlessness because of medical reasons is assumed to gain relevance (Stöbel-Richter et al. 2008; Zeller-Steinbrich 2008). Large scale longitudinal studies on this complex aspects are still missing.

The *multilevel context* of decisions for parenthood has been shown to be decisive in many comparative studies. In countries with strong policies favoring the reconciliation of work and family, different patterns of family formation are found than in countries like Germany that have weaker policies. However, cultural factors may be just as important for fertility-related behavior as are other dimensions (Lesthaege/Surkyn 2004). In particular, regional differences in birth rates may reflect differences in culturally framed family-related decision making. There has been little research on this topic (Hank 2001, 2003a, 2003b). Finally, the aspect of *embeddedness* in social networks and kin structures has to be considered. They may provide financial or emotional support or offer help for child care. Network partners communicate special norms and values and exemplify a special life style (Bernardi/Keim/von der Lippe 2007; Bühler 2008). This means that social networks may strengthen or reduce aspiration levels. They may affect the hopes and fears related to parenthood or put pressure on potential parents. Up to now, the influence of social networks on fertility decisions has been mainly observed in small-scale qualitative studies or with cross-sectional data.

3.3 Parenting and child development

Parenting is considered to be the most influential factor in children’s social development (Franiek/Reichle 2007; Gabriel/Bodenmann 2006; Petermann/Petermann 2006; Reichle/Gloger-Tippelt 2007). Theoretically, parenting is seen as goal-oriented action that serves to encourage desired behavior patterns and dispositions (or hinder or reduce undesired behaviors and dispositions) in the child (Fuhrer 2005). This focus is most common in research concerning parenting goals. With respect to *description*, much attention has been paid to parents’ child-rearing goals and how these goals have changed in the general population or in certain subgroups. Related studies demonstrate a change process within which conformity values take a backseat while values of self-actualization focusing on children’s autonomy and self-determination take on an increasingly prominent position (Hillmann 2003). However, closer analyses of causal processes based on longitudinal data are rare (Schneewind/Ruppert 1995). Given that most data on parenting goals are cross-

sectional, little is known about relevant factors and experiences which may guide the *adaptation* of goals to external conditions, the partner's parenting values, other social influences or interaction with the child in question.

Most research on parenting goals disregards the dyadic context of parenting (*linked lives*) and provides little insight in adaptive processes among couples as they develop shared parenting strategies. Surprisingly, the role of interparental cooperation and co-parenting has long been neglected. While issues of co-parenting have a somewhat longer tradition in research on divorced families, only recently have they been more intensively studied for nuclear families (Teubert/Pinquart 2009). Furthermore, the approaches taken in this research area are mostly narrowly focused and rarely allow comparisons with values in other life domains.

A prominent issue in research on parenting is the identification of core dimensions of parents' behavior and attitudes regarding children that influence children's well-being in a more or less stable manner (Skinner/Johnson/Snyder 2005). Most parsimoniously, the two dimensions of warmth and control have been identified as relevant (Maccoby/ Martin 1983). Based on them, four parenting styles are distinguished: authoritative, authoritarian, indulgent, and neglectful (Lamborn et al. 1993). While much international research informs us about their relative prevalence, the predictors of different styles, and their relevant outcomes for children, the respective knowledge base in Germany is still limited. There is considerable need for large-scale studies on parenting providing differentiated insight into parents' goals and practices. This holds true even more so with respect to fathers. Fathers have received increased attention in empirical research internationally for decades (Tamis-LeMonda/Cabrera 2002), but comparable studies on fathers' roles in parenting have only recently been launched in Germany (Fthenakis/Minsel 2002; Walper/Goedde 2005; Zerle/Krok 2008).

While major interest in research on parenting is devoted to child outcomes, these are not easy to identify because the quality of parenting and children's development share many joint causes. Parenting is not a one-way-street. Rather, it is a product of children's display of behavior and of parents' interpretation of this behavior (Beelmann et al. 2007; Burke/Pardini/Loeber 2008). As is the case for many family processes, *selection and adaptation* play a role. For example, aggressive children invite harsher parenting and harsh parenting contributes to children's aggressive dispositions (Hoeve et al. 2009; Lösel et al. 2007). Accordingly, any efforts to identify effects of parenting on child development have to take into account reciprocal effects and common factors which influence the quality of parenting as well as child outcomes.

Practices used by parents in daily life are shaped by situational factors, for instance contextual stressors that strain parental well-being and affect parenting skills. Examples for the *social embeddedness* of parenting are provided by studies about the effects of economic problems and partnership conflicts. There is strong empirical support for the salience of economic stress for family relations, parenting, and children's development (Gershoff et al. 2007; Walper 2008). With respect to the family context of parenting, many studies have pointed out that a low quality of the relationship between mother and father – high interparental conflict in particular – is a major factor undermining the quality of parenting and triggering problem behavior and emotional strain in children (Buehler/Gerard 2002; Cui/Conger 2008; Davies et al. 2002; Hetherington 2006; Walper/Beckh 2006). Given the increasing

prevalence of single parenting, co-parenting after separation/divorce and stepparenting, variations in family structure need to be considered (Hetherington/Stanley-Hagan 2002; Walper/Krey 2009). Furthermore, a multi-generational view on parenting that embeds parent-child relationships in the larger context of intergenerational affection and power relationships deserves more attention. These questions shall be addressed in *pairfam*.

Parents' involvement in the parenting role is likely to vary with restrictions they encounter. These result not only from personal and social resources or from children's demands and individual needs but also from competing demands and goals in other domains of life. Melvin Kohn (1969) pointed out how values derived from work experiences feed into parenting. This is a notable example of *cross-domain-effects*. More recent studies on dual-earner families also address cross-domain effects with respect to work-life balance, indicating that parenting may not only compete with job-related demands but may also have positive, facilitative effects in the domain of work (O'Driscoll/Brough/Kalliath 2006). There is a need for more longitudinal studies enabling research to disentangle the complex relationship between parenting and engagement in other life domains.

3.4 Intergenerational relationships

Kinship and intergenerational relationships are structured and organized spatially and temporally in an increasingly complex manner. With regard to its impact on intergenerational relationships, the dramatic social change in intimate relationships is not yet captured by social reporting and creates a significant demand for *descriptions* of new types of relationships across generations (Teachman/Tedrow 2008). For example, almost nothing is known about grandparent-grandchildren relationships with children in gay/lesbian relationships. Similarly, little do we know about the stability of grandparenting relationships linking children with the parents of a mother or father who no longer lives in the child's household (Ganong 2008). Further, little is known about the incidence of multiple grandparenthood due to sequential cohabitation or remarriage. Even basic information about the incidence of stepparenthood and the stability of intergenerational relationships after separation and divorce, both for parents and offspring, are difficult to obtain, as is information about intergenerational relationships across national boundaries in immigrant families or in ethnically diverse marriages. Finally, family relationships that transcend the parent-child dyad, especially the relationship between grandparents and grandchildren, have been given more attention only recently (Hank/Buber 2009; Harper 2005; Höpflinger/Hummel/Hugentobler 2006; Mueller/Elder 2003). Studies in this vein investigate the question of whether the form of grandparent-grandchildren relationships is comparable to the relationships of parents and children (Hoff 2007), or they analyze to what extent (different) generations are mutually entwined (Friedman/Hechter/Kreager 2008).

Intergenerational relations are understood as any form of contact and exchange between generations in one family. Relationship-relevant decisions and behavior have to be modeled as interdependent, as both generations function as the primary environment for the other. Both perspectives have to be included (*linked lives*). The basic assumption of this theoretical approach for the explanation of intergenerational relationships between adults is that both parties hold mutual expectations. These expectations stem in turn from the shared history of the relationship and the actual situation of both parties. Expectations

mirror the need for the optimal production of welfare, which does not, however, necessarily contradict the needs and wishes of the other party. Intergenerational relationships are mainly studied using the concept of solidarity (Bengtson 2001) or in the context of work on intergenerational ambivalence (Pillemer/ Lüscher 2004). However, the various types of interaction between generations are not always positive. Intergenerational relations can also be characterized as both positive and negative or merely as ambivalent. In any case, intergenerational expectations significantly determine relationship behavior.

The relationship between parents and children is perhaps one of the most long-lasting relationships in human life. It covers very different stages of life. Against this backdrop, it can be assumed that past experiences and events have an impact on the later form of this relationship (*selection and adaptation*). Temporal path dependency should be of particular importance: the intergenerational relationship at a particular point in time presumably is significantly shaped by past events, experiences and behavior in this relationship. Hence, the effect of intergenerational reciprocity is investigated most frequently (Silverstein et al. 2002). The focus of this research is also on the effect of transitions in the life course – most especially the separation of parents – on the quality of parent-child relationships (Aquilino 2005; Kalmijn 2008; Kopp/Steinbach 2009) or on the significance of the relationship experience in early childhood for later forms of intergenerational relationships (Cicirelli 1993; Merz/Schuengel/Schulze 2008; Schwarz/Trommsdorff 2005) or for value transmissions. Typical for intergenerational relationships is that they follow a standard sequence of (a)symmetrical stages: While children in their first years are entirely dependent on their parents, after a phase of resource-and-support equilibrium, a trend towards a reverse relationship sets in. Adult children become the main persons of contact and care for their aging parents. Obviously, longitudinal data are indispensable for the appropriate assessment and explanation of what intergenerational relationships are and how they develop.

Despite demographic changes in modern societies, intergenerational relationships are of particularly great significance for family members and are obviously a key mechanism of social integration in functionally differentiated societies. Comparative cultural studies considering different aspects of the multilevel context of intergenerational relationships have been able to demonstrate the impact of institutionalized family structures on their forms (Klaus 2007; Nauck 2009). Based on such findings, those studies gain relevance that inquire into the differences of intergenerational relationships between migrant and native families or into differences between migrant families of different origin and degree of integration. Aside from different cultural backgrounds, various aspects of international migration and the patterns of permanent or temporary separation of generations it causes play an important role in this context.

4. The conceptual framework of *pairfam*

To study issues of couples and family development we suggest a broad conceptual framework from the life course perspective that needs to be augmented by substantive middle-range theories and to be open to different disciplinary perspectives as they prove useful in elaborating the processes involved. Combining economic, sociological, and psychological perspectives, this approach is based on the assumption of cognitively, emo-

tionally, and culturally bounded rationality (Boudon 2003). According to this individuals try to optimize their subjective well-being over their life course. The life course is perceived as a complex social process (Heinz et al. 2009) which is embedded in a *multi-level structure* of social dynamics and individual development, consists of different but highly interrelated life domains (*multi-dimensionality*) and is influenced by the experiences and decisions of the past (*path dependency and trajectories*).

With regard to subjective well-being, we differentiate between physical-material and social well-being (Esser 1999; Lindenberg 2001; Nauck 2001; Ryan 1991). Physical-material well-being relates to physical (health, material security, avoidance of pain, and stimulation) as well as to psychological needs (emotional well-being, autonomy, and competence). Social well-being relates to the need for social approval (e.g. status), behavioral confirmation, and affection in relation to others (the need for relatedness). In order to satisfy needs in the basic dimensions of subjective well-being, humans pursue individual instrumental goals. The pursuit or the maintenance of biographical states like satisfactory intimate relationships or parenthood, are examples of instrumental goals. Close relationships are instrumental for gaining affection, stimulation, or comfort. Furthermore, objectives can be identified, especially those related to resource acquisition, which are prerequisites for reaching other instrumental goals. For example, a high income is a goal for satisfying needs like comfort. In order to have a high income, however, an appropriate job or a specific kind of education or personal skill is needed, etc.

Attaining instrumental goals calls for the investment of time, money, goods, and physical effort. One can differentiate between direct costs (investment costs and costs for the maintenance of certain biographical statuses like the quality of a close relationship), indirect costs (opportunity costs), as well as follow-up costs (e.g. costs resulting from the partner's or children's behavior). Opportunity costs are conceived as foregone benefits of well-being. Investing in one goal usually means that one cannot invest in other goals and get other benefits.

Individuals act in a given situation structured by opportunities and restrictions such as cultural, social, political, and economic conditions (*opportunity structure*). These factors influence the scope of action on different levels. On the macro-level we consider for example the demographic structure of the society, cultural patterns, social institutions, legal regulations, regional contexts, the economic situation, the labor market, infrastructure, and effects of social policy. On the meso-level, we consider for example the embeddedness in social networks. The relationship with a partner is assumed to be a particular part of the social environment of a person. For analyzing the development of intimate relationships, a focus on just one partner is insufficient for revealing the complex interaction between partners and generations. Aspects of the household, the couple's relationship, and family lend structure to the situation. On the micro-level, *individual resources* like time, income, education, physical abilities, cognitive and social competence, health, etc. influence the possibilities for goal attainment. *Personal dispositions* (norms and values, preferences or aspirations on dimensions of well-being) frame goal-tracking in specific dimensions of well-being. Emotions, personal traits, or biographical experiences are further relevant psychological factors in actors' decision making processes.

The opportunity structure, individual resources, and personal dispositions determine the life domain in which the individual will invest her/his resources in a given situation in

order to generate subjective well-being. Expectations regarding the degree of instrumentality of goal alternatives and the perceived ability to control outcomes through one's behavior also affect this decision. Actors anticipate future consequences and expected changes in the conditions of their actions. Future life course transitions (the "shadow of the future") gain relevance for decisions on current behavior in two ways. First, the expectation or plan to change family status – an anticipated marriage or childbirth, for example – in the near future may motivate individuals to perform a shift in life domains such as leaving home earlier than planned. Second, actors try to estimate the effects of current behavior on future opportunities of the life course. This is particularly true when transitions lead to irreversible and/or highly committing consequences for the actors in the future life course, as is the case with childbirth. Following the life course perspective, we have to take into account the fact that actors learn from the past and that they are restricted in their degrees of freedom for current actions by past decisions and past behavior. With the longitudinal perspective and the observation of the individual decision processes within a given context of interdependent individuals over a period of time, it will be possible to work out which biographical experiences, needs and demands, as well as which subjective expectations are associated with specific investments in regard to the basic dimensions of subjective well-being.

The advantages of such a conceptual framework are twofold. First, it provides a theoretical heuristic for modeling the high variety of questions concerning intimate relationships and family dynamics from an interdisciplinary perspective. It helps to integrate sociological, economic, and psychological concepts of individual action and decision making over the life course. Second, it provides a general schema for the operationalization of concepts with appropriate instruments of empirical research. Well-grounded middle-range theories then are needed for each substantive issue area for the purpose of linking opportunity structure, individual resources, psychological dispositions, and expected and experienced costs and benefits within the dimensions of well-being for both partners. According to these theories, the general schema for operationalization is to be filled with appropriate measurements pertaining to the main questions of the panel study.

1. *Opportunity structure*: For each research question within the *pairfam* panel, the relevant external structural factors have to be specified. For example, if we focus on partner-selection process and close relationships, then information about the "marriage market," partner alternatives, working conditions, mobility, and the distance between the partners if they do not live in the same household is needed. The inclusion of the partner's, parent's, or the children's perspective by implementing a *multi-actor design* allows for the analysis of processes on the level of the couple and the family as panel information on relevant alteri is available .

2. *Individual resources*: The resources of the individual, the partner, or the parents define the amount of specific resources that can be invested for achieving subjective well-being. Therefore, resources allocated to individual family members such as time, skill, or income have to be measured separately.

3. *Personal dispositions*: Considering individual decision-making processes, e.g. investments into the quality and stability of an intimate relationship or the timing of childbearing, individual utility expectations and preferences are important predictors in combina-

tion with personal traits. These psychological dispositions define the individual motivational structure and should to be modeled specifically for decisions in different life domains.

4. *Expected domain-related subjective well-being*: In order to capture substitution, compensation, and complementation effects between life-domains in regard to subjective well-being, it is necessary to obtain information about subjectively expected benefits and costs of investments in the respective domains. The panel structure of the data allows then to model these utility expectations as antecedents in the decision-making process, e.g. for the entry into parenthood, for the maintenance of a relationship, or for the care of elderly parents.

5. *Intentions*: Given the opportunity structure, the individual resources, and personal dispositions as well as the expected benefits and costs pertaining to the basic dimensions of subjective well-being, intentions capture the readiness for transitions in the life course of the individual.

6. *Obtained subjective well-being*: Since individuals try to achieve well-being through investments in different life domains, the current status of achieved well-being in these life domains and in general are to be monitored continuously. The relationship between the expected benefits compared with the achieved well-being describes the level of perceived satisfaction in the life course domains.

5. Design of the *pairfam* panel

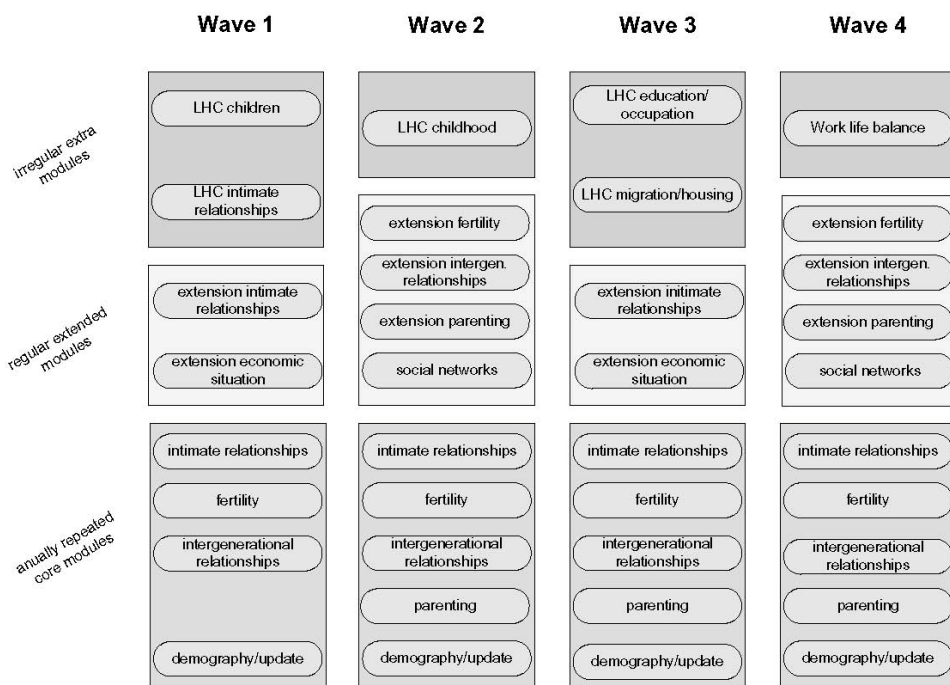
5.1 Design and fieldwork of wave 1

The *pairfam* panel is an annual survey starting with about 12,000 randomly selected respondents of three age groups (see below). These are our anchor persons. Each anchor is asked for permission to interview his partner, children, and parents (his alteri), if available. Thus we have a *multi-actor design* in which panel information on both the anchor and relevant alteri is available. For reducing respondent burden, in wave 1 we interviewed only anchors and their partners. Beginning with wave 2 the full multi-actor design is used.

The anchor population is defined as all people living in Germany in private households who have sufficient mastery of the German language to follow the interview. We chose a *cohort-sequence design* with the three birth cohorts 1991-1993, 1981-1983, and 1971-1973. Thus, at the outset of wave 1 we have three age groups: 15-17 years, 25-27 years and 35-37 years. Including these three age groups should provide immediate (cross-sectional) information on decisive phases of the life course (therefore this design is sometimes called an “accelerated longitudinal cohort design”). On average, the youngest cohort is in the process of gaining autonomy in relation to their parents and starting their first partnership relations, the middle cohort is expected to consider committed partnership relations and family formation, and in the oldest cohort we expect to see the highest number of separations of long-term partnership relations. Our goal was to obtain 4,000 interviews from each cohort.

Due to the high complexity and the volume of content, in the questionnaire we distinguish between *core modules*, *regular extended modules* and *irregular extra modules* (Figure 1). Core modules contain questions repeated annually. They capture relevant information for close description of decision-making processes. In each wave, core modules from all main topics of the *pairfam* panel are included. Regular extended modules are implemented in the survey questionnaire to gather more detailed information about various subjects of interest. These modules rotate over the different waves. Finally, irregular extra modules contain instruments which have to be included only once, such as the life history calendar (LHC), or very irregularly (e.g. time diaries).

Figure 1: Modularization of the *pairfam* Panel



For the initial panel wave in 2008/09, 42,000 addresses were randomly drawn from the population registers of 343 randomly selected communities; 12,402 anchor interviews could be obtained. For the youngest cohort 4,334 interviews were realized, for the middle cohort 4,016, and for the oldest cohort 4,052. The response rate for the initial wave was 36.9 percent overall. It differed between cohorts: 49 percent for the youngest, 33 percent for the middle group, and 32 percent for the oldest. Response rates below 40 percent are common for Germany. The *pairfam* panel is in this respect not unusual, with the one exception of the relatively high response rate for the youngest cohort.

A low response rate does not necessarily mean that there is a large response bias (Groves/Peytcheva 2008). Recently Blohm and Koch (2009) showed that the German General Social Survey 2008 (ALLBUS), with a response rate of 41 percent, was not bi-

ased in comparison to an ALLBUS+ study, for which intensive conversion methods generated a response rate of 63 percent. In addition, nonresponse bias is limited in the *pairfam* data. Frequency distributions do not differ largely from the Mikrozensus 2007, which is a compulsory survey for a one percent sample of the population (Suckow/ Schneekloth 2009). Further, a poststratification weight is included in the data set that optionally can be used for correcting discrepancies.

71 percent of the anchors with a partner gave consent for interviewing their partner. 19 percent of these partners did not return their questionnaire. Overall, 3,729 partner questionnaires were returned, generating a response rate of 51.5 percent. Nonresponse is higher for partners who do not live in the same household.

5.2 Details on the multi-actor surveys

Anchor interview: Anchors are interviewed with a Computer-Assisted Personal Interview (CAPI). It includes Computer-Assisted Self-Administered Interview (CASI) segments for sensitive questions. The interview duration averaged 60 minutes in the first wave. There was a large variation in interview length (First Quartile = 38 minutes, median = 52 minutes, Third Quartile = 67 minutes). In wave 2, interviews last 70 minutes on average. A considerable part of the additional interviewing time is needed for acquiring consent for the alteri interviews and for collecting alteri's addresses. Upon completion of the interview, anchors receive a 10 € cash incentive which is announced in the advance letter. We do not ask explicitly for re-interviewing consent. Only if the respondent explicitly declines to be re-interviewed will he or she not be contacted again in future waves. In the first wave, two percent of respondents explicitly declined. In future waves, all participants of the previous wave who did not decline explicitly are contacted again. Starting with wave 3, non-participating anchors from the last wave are contacted again if they were "soft refusals" (not reachable, no time, etc.). In sum, from the third wave onwards, the design is non-monotonic with a maximum gap of one wave.

Partner survey: Anchors in a relationship at the time of interview are asked to give their consent to an interview of their partners. This holds independently of the cohabitation status of the couple. In case of consent, the partner receives a 24-page Paper and Pencil-Questionnaire (PAPI). The questionnaire is handed out by the interviewer, left behind with the anchor or sent to the partner, depending on the situation and the anchor's preference. The questionnaire can be collected by the interviewer or sent back by the partner in the return envelope provided. After sending back the questionnaire, the partner receives a 5 € ticket for a charity lottery.

Child interview: The child survey targets all biological children, adopted children, foster children and stepchildren of the anchor between eight and fifteen years old who are living in the anchor's household. To reduce the overall burden, the survey starts with only one child (the youngest eligible child) in wave 2. In the following waves this child will be asked to give follow-up interviews as long as he or she still lives in the anchor's household. In addition, all children who had their 8th birthday during the previous year are included in the child survey. After obtaining permission to contact the children from the an-

chor, a 15-minute CAPI interview with the selected child(ren) is scheduled. There is a 5 € gift to children in the survey as an incentive. Participants from the child survey who grow out of the age range upon their sixteenth birthday will be included in the anchor sample of the study.

Parenting survey: The parenting survey corresponds to the child survey. In each wave, the anchor and his/her partner receive a PAPI-questionnaire for each child participating in the child survey. The questionnaire is on parenting from the viewpoint of the parents. The anchor is asked for consent and whether a questionnaire can be given to his or her partner, too. For this survey, no incentive is given. The handover process of the questionnaire is as follows: The anchor receives the questionnaire during the interview and it is collected after the interview or sent back in a return envelope. The partner receives a parenting questionnaire with the partner survey questionnaire and sends it or gives it back with the partner questionnaire.

Further, we collect information on children below age eight in the anchor interview and in the partner questionnaire. Beginning with newborns in wave 2, we will follow up on all children born since the last interview with age-specific questions until they become eight (and enter the child survey).

Parents' survey: The parents' survey is an annual mail survey of the parents of the anchor. Eligible for selection are biological parents, adoptive parents, and stepparents with whom the anchor is in contact (with a maximum of three). Biological parents are almost always approached for an interview. Only if the anchor is living with adoptive parents since early childhood do those adoptive parents replace biological parents in the study. Among existing stepparents, the stepfather is preferred as the third parent in the survey. Only in his absence will the stepmother be selected. During the anchor interview, consent to approach the parents is obtained and addresses are collected. The field organization then mails a questionnaire of about 26 pages (16 pages in odd-numbered waves). The accompanying cover letter explains which children (and grandchildren) the questionnaire pertains to. Parents are asked to fill in the questionnaire and return it using the provided prepaid envelopes. Upon receiving the completed questionnaire, a thank-you letter is sent out that includes a 5 € ticket for a charity lottery.

5.3 Guiding principles of questionnaire construction

For a panel survey, respondent retention is essential. For this reason, we have tried to make the survey as attractive as possible and to reduce the burden of participation as far as possible. On the positive side, other than hoping that our questionnaire is interesting, we rely on conditional cash incentives due to our experience with a pilot study (Castiglioni/Pforr/Krieger 2008). In light of budgetary restrictions, we decided to give 10 € for anchors and 5 € for alteri. The idea of using lottery tickets stems from the positive experience of the German Socioeconomic Panel (GSOEP).

For reducing respondents' time burden we made full use of the technical possibilities provided by CAPI. Therefore, we decided to use routing extensively. This enables us to avoid asking unnecessary questions to respondents, as we can tailor the questionnaire to the respondents' specific situations. This comes at the cost of a long and sophisticated

CAPI program code but helps us to save interview time and thus to keep our costs down and the respondent's time burden as light as possible. Additionally, it minimizes the possibility of inconsistent answers.

Another feature of the *pairfam* panel is the use of Dependent Interviewing (DI) in the anchor interview. With DI we feed forward information collected in the prior wave to the present interview. We make extensive use of DI and preload over 300 variables. Further, we decided on using a proactive DI approach, asking respondents to validate whether a given fact from the prior wave has changed or is still correct. With DI, the respondent has a simpler cognitive task at hand. He or she can simply confirm the information instead of producing a complete answer all over again. This saves us valuable interview time and the respondent's task is made easier.

DI is also used for collecting information on the life course. We decided to collect anchors' life courses in an event history format, i.e. in each wave we ask retrospectively about changes since the last interview and their timing. This is done for partnership, employment and residential history. To reduce respondents' burden we use a graphic event history calendar (EHC) to collect this information. A timeline is presented which already contains preloaded information from the last wave as the starting point. Respondents (with the help of the interviewer) then enter information on their life course interactively in the EHC. Thus, the interviewer and the respondent can see and edit a graphic account of the life course over the last year. The combination of DI and EHC – used for the first time in a large population survey – should ease the cognitive task of the respondent and produce more consistent data with less measurement error.

Our final strategy for reducing respondent burden is the use of CASI when asking very sensitive information or questions that might be very sensitive in the presence of other household members. The interviewer's laptop is handed over to the respondent, who then can fill in the questions autonomously. Thus, we create privacy for the respondent while still being able to use the advantages of a computerized interview. The data are available immediately and can be used for routing in later parts of the interview. After completion of the CASI segment, the laptop is returned to the interviewer.

6. Concluding remarks

The *pairfam* project is a cooperative effort of the University of Bremen, the Chemnitz University of Technology, the University of Mannheim and the Ludwig-Maximilians University of Munich. Principal investigators are Josef Brüderl (Mannheim), Johannes Huinink (Bremen), Bernhard Nauck (Chemnitz) and Sabine Walper (Munich). The design of the first three waves was coordinated by Johannes Huinink, the subsequent waves will be organized by Bernhard Nauck. The *pairfam* project now is funded as a project of the "Long-term Program" of the German Research Foundation, which shall allow continuing the panel study for 14 waves in total.

Although designed within a largely coherent conceptual framework and not for multi-purpose data collection, the *pairfam* data are a collective good of the scientific community. These data sets are purposively produced as scientific use files. Important benchmarks of the scientific value of *pairfam* are the demand of scientists from various disci-

plines, institutions, and nations for the data produced as well as the scientific output based on the analysis of *pairfam* data. Accordingly, efforts are being made to release the data of the respective waves as early as possible to the scientific community while meeting high standards of usability. This includes support provided in personal consultation and on internet platforms, from which extensive material on the instruments and field reports are downloadable. Also, *user conferences* will be held regularly in which the data structure and its analytic capacity are explained to potential users. Similarly, *methods workshops* are planned in which results from the analysis of *pairfam* data are shared and discussed.

The character of the *pairfam* data as a scientific use file implies that these data are exclusively provided for scientific analyses. Precautions are taken to comply with and enforce German privacy laws, especially with regard to anonymity and disaggregation, and to protect the personal rights of the interviewees and their family members in these sensitive matters of intimate relationships. Within these limits, *pairfam* data are provided to all upon submission and approval of a research proposal.

The data of the first *pairfam* wave is available for scientific analyses (www.pairfam.de). With the next waves, the survey design of *pairfam* will be rounded out. At the same time, *pairfam* has to remain flexible enough to take on future challenges. Although continuity in the survey program (and the longitudinal analyses this makes possible) is the primary goal of the survey, the survey design can accommodate changing demand for data. New methods of data collection will be considered, too. It is also possible for interested researchers to use *pairfam* as a platform for the implementation of in-depth studies of particular issues. The use of *pairfam* data for comparative research will be supported. In any case, the data to be generated will provide a sound and profound basis for improving fundamental research on couples and family dynamics.

References

- Amato, P. R. (1996). Explaining the intergenerational transmission of divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 58, pp. 628-640.
- Amato, P. R., Booth, A. & Johnson, D. R. (2007). *Alone together: How marriage in America is changing*. Cambridge: Harvard University Press.
- Arránz Becker, O. (2008). *Was hält Partnerschaften zusammen? Psychologische und soziologische Erklärungsansätze zum Erfolg von Paarbeziehungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Aquilino, W. S. (2005). Impact of family structure on parental attitudes toward the economic support of adult children over the transition to adulthood. *Journal of Family Issues*, 26, pp. 143-167.
- Becker, G. S. (1991). *A treatise on the family*. Cambridge: Harvard University Press.
- Beelmann, A., Stemmler, M., Lösel, F. & Jaursch, S. (2007). Zur Entwicklung externalisierender Verhaltensprobleme im Übergang vom Vor- zum Grundschulalter. *Kindheit und Entwicklung*, 16, pp. 229-239.
- Bengtson, V. L. (2001). Beyond the nuclear family: The increasing importance of multigenerational bonds. *Journal of Marriage and the Family*, 63, pp. 1-16.
- Bernardi, L., Keim, S. & von der Lippe, H. (2007). Social influences on fertility: A comparative mixed methods study in Eastern and Western Germany. *Journal of Mixed Methods Research*, 1, pp. 23-47.
- Blohm, M. & Koch, A. (2009). Ausschöpfungsquoten und Stichprobenqualität am Beispiel des ALLBUS 2008: Führt eine höhere Ausschöpfung zu anderen/besseren Umfrageergebnissen? Presentation at the workshop „Qualität von Großerhebungen“, Nürnberg, September 3rd-4th, 2009.

- Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (Eds) (2002). *Careers of couples in contemporary society. From male breadwinner to dual-earner families*. New York: Oxford University Press.
- Bodenmann, G. (2006). Positionsbestimmungen in der Paar- und Familienpsychologie. *Zeitschrift für Familienforschung*, 18, pp. 148-170.
- Bodenmann, G., Charvoz, L., Bradbury, T. N., Bertoni, A., Iafrate, R., Giuliani, C., Banse, R. & Behling, J. (2007). The role of stress in divorce: A retrospective study in three nations. *Journal of Social and Personal Relationships*, 24, pp. 707-728.
- Boudon, R. (2003). Beyond rational choice theory. *Annual Review of Sociology*, 29, pp. 1-21.
- Brose, N. (2008). Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und -erweiterung im Erwerbsverlauf. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60, pp. 30-52.
- Brüderl, J. (2004). Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte B119/2004*, pp. 3-10.
- Bühler, C. (2008). On the structural value of children and its implication on intended fertility in Bulgaria. *Demographic Research*, 18, 569-610.
- Buehler, C. & Gerard, J. M. (2002). Marital conflict, ineffective parenting and children's and adolescents' maladjustment. *Journal of Marriage and Family*, 64, pp. 78-92.
- Burke, J. D., Pardini, D. A. & Loeber, R. (2008). Reciprocal relationships between parenting behavior and disruptive psychopathology from childhood through adolescence. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 36, pp. 679-692.
- Castiglioni, L., Pforr, K. & Krieger, U. (2008). The effect of incentives on response rates and panel attrition: Results of a controlled experiment. *Survey Research Methods*, 2, pp. 151-158.
- Cicirelli, V. G. (1993). Attachment and obligation as daughters' motives for caregiving behavior and subsequent effect on subjective burden. *Psychology and Aging*, 8, pp. 144-155.
- Conger, K. J., Rueter, M. A., & Conger, R. D. (2000). The role of economic pressure in the lives of parents and their adolescents: The Family Stress Model. In: L. J. Crockett & R. K. Silbereisen (Eds), *Negotiating adolescence in times of social change*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 201-233.
- Cui, M. & Conger, R. D. (2008). Parenting behavior as mediator and moderator of the association between marital problems and adolescent maladjustment. *Journal of Research on Adolescence*, 18, pp. 261-284.
- Davies, P. T., Harold, G. T., Goeke-Morey, M. C., Cummings, E. M., Shelton, K. & Rasi, J. A. (2002). *Child emotional security and interparental conflict*. Monographs of the Society for Research in Child Development, 67 (Serial No. 270).
- Diekmann, A. & Engelhardt, H. (1999). The social inheritance of divorce: Effects of parent's family type in postwar Germany. *American Sociological Review*, 64, pp. 783-793.
- Diefenbach, H. (2000). *Intergenerationale Scheidungstransmission in Deutschland. Die Suche nach dem „missing link“ zwischen Ehescheidung in der Elterngeneration und Ehescheidung in der Kindgeneration*. Würzburg: Ergon.
- Diewald, M. (2003). Kapital oder Kompensation? Erwerbsbiographien von Männern und die sozialen Beziehungen zu Verwandten und Freunden. *Berliner Journal für Soziologie*, 16, pp. 213-238.
- Elder, G. H., Jr. (1994). Time, human agency, and social change: Perspectives on the life course. *Social Psychology Quarterly*, 57, pp. 4-15.
- Esser, H. (1999). *Soziologie: Spezielle Grundlagen, Band 1*. Frankfurt am Main: Campus.
- Feldhaus, M. & Huinink, J. (Eds) (2008). *Neuere Forschungsperspektiven zur Beziehungs- und Familienentwicklung*. Würzburg: Ergon.
- Fincham, F. D. (2004). Attributions in close relationships: From balkanization to integration. In: M. Hewstone & M. Brewer (Eds), *Social cognition*. Malden: Blackwell Publishing, pp. 165-193.
- Fincham, F. D., Stanley, S. M. & Beach, S. R. H. (2007). Transformative processes in marriage: An analysis of emerging trends. *Journal of Marriage and Family*, 69, pp. 275-292.
- Franiek, S. & Reichle, B. (2007). Elterliches Erziehungsverhalten und Sozialverhalten im Grundschulalter. *Kindheit und Entwicklung*, 16, pp. 240-249.
- Friedman, D., Hechter, M. & Kreager, D. (2008). A theory of the value of grandchildren. *Rationality and Society*, 20, pp. 31-63.

- Fthenakis, W. E. & Minsel, B. (2002). *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart: Kohlhammer, (Schriftenreihe des BMFSFJ, Band 213).
- Fuhrer, U. (2005). *Lehrbuch Erziehungspsychologie*. Bern: Huber.
- Gabriel, B. & Bodenmann, G. (2006). Elterliche Kompetenzen und Erziehungskonflikte. Eine ressourcenorientierte Betrachtung von familiären Negativdynamiken. *Kindheit und Entwicklung, 15*, pp. 9-18.
- Ganong, L. (2008). Intergenerational relationships in stepfamilies. In: J. Pryor (Ed.), *The international handbook of stepfamilies: Policy and practice in legal, research, and clinical environments*. Hoboken, NJ: Wiley, pp. 394-422.
- Gershoff, E. T., Aber, J. L., Raver, C. C. & Lennon, M. C. (2007). Income is not enough: Incorporating material hardship into models of income associations with parenting and child development. *Child Development, 78*, pp. 70-95.
- Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (2004). *Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Groves, R. & Peytcheva, E. (2008). The impact of nonresponse rates on nonresponse bias: A meta-analysis. *Public Opinion Quarterly, 72*, pp.167-189.
- Hank, K. (2001). Regional fertility differences in Western Germany: An overview of the literature and recent descriptive findings. *International Journal of Population Geography, 7*, pp. 243-257.
- Hank, K. (2003a). Eine Mehrebenenanalyse regionaler Einflüsse auf die Familiengründung westdeutscher Frauen in den Jahren 1984 bis 1999. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 55*, pp. 79-98.
- Hank, K. (2003b). The differential influence of women's residential district on the risk of entering first marriage and motherhood in Western Germany. *Population and Environment, 25*, pp. 3-21.
- Hank, K. & Buber, I. (2009). Grandparents caring for their grandchildren. Findings from the 2004 Survey of Health, Ageing, and Retirement in Europe. *Journal of Family Issues, 30*, pp.53-73.
- Harper, S. (2005). Grandparenthood. In: M. L. Johnson (Ed.), *The Cambridge handbook of age and ageing*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 422-428.
- Heinz, W., Huinink, J., Swader, C. & Weymann, A. (2009). Fundamental conceptual frameworks: General introduction. In: W. Heinz, J. Huinink & A. Weymann (Eds), *The life course reader: Individuals and society across time*. Frankfurt am Main: Campus, pp. 15-30.
- Hetherington, E. M. (2006). The influence of conflict, marital problem solving and parenting on children's adjustment in nondivorced, divorced, and remarried families. In: A. Clarke-Stewart & J. Dunn (Eds), *Families count: Effects on child and adolescent development*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 203-237.
- Hetherington, E. M. & Stanley-Hagan, M. M. (2002). Parenting in divorced and remarried families. In: M. H. Bornstein (Ed.), *Handbook of parenting: Vol. 3: Being and becoming a parent*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, pp. 287-315 (2nd edition).
- Hill, P. (Ed.) (2004). *Interaktion und Kommunikation – Eine empirische Studie zu Alltagsinteraktionen, Konflikten und Zufriedenheit in Partnerschaft*. Würzburg: Ergon.
- Hillmann, K.-H. (2003). *Wertewandel*. Würzburg: Carolus.
- Hoehn, C., Avramov, D. & Kotovska, I. (Eds) (2008). *People, population change and policies*. New York & Heidelberg: Springer.
- Höpflinger, F., Hummel, C. & Hugentobler, V. (2006). *Enkelkinder und ihre Grosseltern. Intergenerationelle Beziehungen im Wandel*. Zürich: Seismo.
- Hoeve, M. H., Dubas, J. S., Eichelsheim, V. I., Laan, P. H. v. d., Smeenk, W., & Gerris, J. R. M. (2009). The relationship between parenting and delinquency: A meta-analysis. *Journal of Abnormal Child Psychology, 37*, pp. 749-775.
- Hoff, A. (2007). Patterns of intergenerational support in grandparent-grandchild and parent-child relationships in Germany. *Ageing and Society, 27*, pp. 643-665.
- Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie?* Frankfurt am Main: Campus.
- Huinink, J. (2005). Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie. *Zeitschrift für Familienforschung, 18*, pp. 212-252.

- Huinink, J. & Röhlér, H. K. A. (2005). *Liebe und Arbeit in Paarbeziehungen. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften*. Würzburg: Ergon.
- Huinink, J. & Feldhaus, M. (2009). Family research from the life course perspective. *International Sociology*, 24, pp. 299-324.
- Kalmijn, M. (2008). The effects of separation and divorce on parent-child relationships in ten European countries. In: C. Saraceno (Ed.), *Families, ageing and social policy. Intergenerational solidarity in European welfare states*. Cheltenham/Northampton: Elgar, pp. 170-193.
- Karney, B. R. & Bradbury, T. N. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method, and research. *Psychological Bulletin*, 118, pp. 3-34.
- Klaus, D. (2007). Intergenerativer Austausch im Ländervergleich. Ergebnisse aus dem Value-of-Children Projekt. In: K. S. Rehberg (Ed.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Frankfurt am Main: Campus, pp. 4915-4924.
- Kohli, M., Albertini, M. & Künemund, H. (2010): Linkages among adult family generations: Evidence from comparative survey research. In: P. Heady & M. Kohli (Eds): *Family, kinship and state in contemporary Europe. Vol. 3: Perspectives on theory and policy*. Frankfurt am Main: Campus, pp. 195-220.
- Kohn, M. L. (1969). *Class and conformity: A study in values*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Kopp, J. & Steinbach, A. (2009). Generationenbeziehungen. Ein Test der intergenerational-stake-Hypothese. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 61, pp. 283-294.
- Kreyenfeld, M. (2003). Crisis or adaptation – reconsidered: A comparison of East and West German fertility patterns in the first six years after the ‘Wende’. *European Journal of Population*, 19, pp. 303-329.
- Kurz, K. (2005). Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. In: A. Tölke & K. Hank (Eds.), *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, pp. 178-197.
- Lamborn, S. D., Mounts, N. S., Steinberg, L. & Dornbusch, S. M. (1991). Patterns of competence and adjustment among adolescents from authoritative, authoritarian, indulgent, and neglectful families. *Child Development*, 62, pp. 1049-1065.
- Lengerer, A., & Klein, T. (2007). Der langfristige Wandel partnerschaftlicher Lebensformen im Spiegel des Mikrozensus. *Wirtschaft und Statistik*, 4, pp. 433-447.
- Lesthaeghe, R. (2002). *Meaning and choice: Value orientations and life course decisions*. The Hague & Brussels: NIDI CBGS.
- Lesthaeghe, R. & Surkyn, J. (2004). Value orientations and the second demographic transition (SDT) in Northern, Western and Southern Europe: An update. *Demographic Research*, 3, pp. 45-86.
- Liefbroer, A. C. (2005). The impact of perceived costs and rewards of childbearing on entry into parenthood: Evidence from a panel study. *European Journal of Population*, 21, pp.367-391.
- Liefbroer, A. C. (2009). Changes in family size intentions across young adulthood. A life course perspective. *European Journal of Population*, 25, pp. 363-386.
- Lindenberg, S. (2001). Intrinsic motivation in a new light. *Kyklos*, 54, pp. 317-342.
- Lösel, F., Jaurisch, S., Beelmann, A., & Stemmler, M. (2007). Prävention von Störungen des Sozialverhaltens – Entwicklungsförderung in Familien: das Eltern- und Kindertraining EFFEKT. In W. v. Suchodoletz (Ed.), *Prävention von Entwicklungsstörungen*. Göttingen: Hogrefe, pp. 215-234.
- Lyons, K. S. & Sayer, A. G. (2005). Longitudinal dyad models in family research. *Journal of Marriage and Family*, 67, pp. 1048-1060.
- Maccoby, E. E. & Martin, J. A. (1983). Socialization in the context of the family: Parent-child interaction. In: E. M. Hetherington (Ed.), *Handbook of child psychology: Vol. 4.: Socialization, personality, and social development*. New York: Wiley, pp. 1-101.
- Mayer, K.U. (2009). New directions in life course research. *Annual Review of Sociology*, 35, pp. 413-433.
- Merz, E.-M., Schuengel, C. & Schulze, H.-J. (2008). Inter-generational relationships at different ages: An attachment perspective. *Ageing and Society*, 28, pp. 717-736.

- Mikulincer, M. & Goodman, G.S. (Eds.) (2006). *Dynamics of romantic love. attachment, caregiving, and sex*. New York: Guilford Press.
- Miller, W. B., Severy, L. J. & Pasta, D. J. (2004). A framework for modelling fertility motivation in couples. *Population Studies*, 58, pp. 193-205.
- Müller-Burhop, M. (2008). *Elternwünsche. Eine empirische Studie über Wünsche und Vorstellungen junger Eltern und daraus folgende Konsequenzen für Politik und Gesellschaft*. Würzburg: Ergon.
- Mueller, M. M. & Elder, G. H., Jr. (2003). Family contingencies across the generations: Grandparent-grandchild relationships in holistic perspective. *Journal of Marriage and Family*, 65, pp. 404-417.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, pp. 407-435.
- Nauck, B. (2007). Value of children and the framing of fertility: Results from a cross-cultural comparative survey in 10 societies. *European Sociological Review*, 23, pp. 615-629.
- Nauck, B. (2009). Patterns of exchange in kinship systems in Germany, Russia, and the People's Republic of China. *Journal of Comparative Family Studies*, 40, pp. 255-278.
- O'Driscoll, M., Brough, P., & Kalliath, T. (2006). Work-family conflict and facilitation. In: F. Jones, R. J. Burke & M. Westman (Eds), *Work-life balance: A psychological perspective*. Hove & New York: Psychology Press, pp. 117-142.
- Petermann, U. & Petermann, F. (2006). Erziehungskompetenz. *Kindheit und Entwicklung*, 15, pp. 1-8.
- Peuckert, R. (2008). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (7th edition).
- Pillemer, K. & Lüscher, K. (2004). *Intergenerational ambivalences: New perspectives on parent-child relations in later life*. Oxford: Elsevier.
- Pryor, J. & Rodgers, B. (2001). *Children in changing families. Life after parental separation*. Oxford: Blackwell.
- Randall, A. K. & Bodenmann, G. (2009). The role of stress on close relationships and marital satisfaction. *Clinical Psychology Review*, 29, pp.105-115.
- Rindfuss, R. R. & Brewster, K. L. (1996). Childrearing and fertility. *Population and Development Review*, 22, Issue Supplement: *Fertility in the United States: New patterns, new theories*, pp. 258-289.
- Reichle, B. & Gloger-Tippelt, G. (2007). Familiäre Kontexte und sozial-emotionale Entwicklung. *Kindheit und Entwicklung*, 16, pp. 199-208.
- Ryan, R. M. (1991). The nature of the self in autonomy and relatedness. In: J. Strauss & G. R. Goethals (Eds.), *The self: Interdisciplinary approaches*. New York: Springer, pp. 208-238.
- Schneewind, K. A. & Ruppert, S. (1995). *Familien gestern und heute: ein Generationenvergleich über 16 Jahre*. München: Quintessenz.
- Schneider, N., Limmer, R. & Ruckdeschel, K. (2002). *Mobil, flexibel, gebunden. Familie und Beruf in der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schneider, N. F., & Meil, G. (Eds) (2009). *Mobile living across Europe I: Relevance and diversity of job-related spacial mobility in six European countries*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Publishers.
- Schröder, J. & Brüderl, J. (2008). Der Effekt der Erwerbstätigkeit von Frauen auf die Fertilität: Kausalität oder Selbstselektion. *Zeitschrift für Soziologie*, 37, pp. 117-136.
- Schröder, J. & Pforr, K. (2009). Der aktuelle Forschungsstand zum Zusammenhang zwischen Erwerbstätigkeit und Fertilität bei Frauen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 21, pp. 218-244.
- Schwarz, B. & Trommsdorff, G. (2005). The relation between attachment and intergenerational support. *European Journal of Ageing*, 2, pp. 192-199.
- Seltzer, J. A., Bachrach, C. A., Bianchi, S. M., Bledsoe, C. H., Casper, L. M., Chase-Lansdale, P. L., DiPrete, T. A., Hotz, V. J., Morgan, S. P., Sanders, S. G. & Thomas, D. (2005). Explaining family change and variation: Challenges for family demographers. *Journal of Marriage and Family*, 67, pp. 908-925.
- Silverstein, M., Conroy, S. J., Wang, H., Giarrusso, R. & Bengtson, V. L. (2002). Reciprocity in parent-child relations over the adult life course. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 57, pp. 3-13.

- Skinner, E., Johnson, S. & Snyder, T. (2005). Six dimensions of parenting: A motivational model. *Parenting: Science & Practice*, 5, pp. 175-235.
- Smart, C., Neale, B. & Wade, E. (2001). *The changing experience of childhood: Families and divorce*. Cambridge: Polity.
- Stein, P. & Pavetic, M. (2008). Entwicklung eines Modells zur Analyse von Fertilitätsentscheidungen in Partnerschaften. In: K. S. Rehberg (Ed.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Frankfurt am Main: Campus, pp. 2152-2167.
- Stöbel-Richter, Y., Goldschmidt, S., Borkenhagen, A., Kraus, U., Weidner, K. (2008). Entwicklung in der Reproduktionsmedizin – mit welchen Konsequenzen müssen wir uns auseinandersetzen? *Zeitschrift für Familienforschung*, 20, pp. 34-61.
- Suckow, J. & Schneekloth, U. (2009). Beziehungen und Familienleben in Deutschland: Welle 1. Methodological Report. München: Infratest.
- Tamis-LeMonda, C. S. & Cabrera, N. (Eds) (2002). *Handbook of father involvement: Multidisciplinary perspectives*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Teachman, J. & Tedrow, L. (2008). The demography of stepfamilies in the United States. In: J. Pryor (Ed.), *The International handbook of stepfamilies: Policy and practice in legal, research, and clinical environments*. Hoboken, NJ: Wiley, pp. 3-29.
- Teubert, D. & Pinquart, M. (2009). Coparenting: Das elterliche Zusammenspiel in der Kindererziehung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 56, pp. 161-171.
- Walper, S. (2008). Sozialisation in Armut. In: K. Hurrelmann, H. Grundmann & S. Walper (Eds.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Juventa, pp. 204-214.
- Walper, S. & Beckh, K. (2006). Adolescents' development in high-conflict and separated families. Evidence from a German longitudinal study. In: A. Clarke-Stewart & J. Dunn (Eds), *Families count: Effects on child and adolescent development*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 238-270.
- Walper, S., Guglhör-Rudan, A., Thönnissen, C., Wendt, E.-V. & Beckh, K. (2008). Paarbeziehungen im Jugend- und Erwachsenenalter: Entwicklungsbedingte Besonderheiten und Einflüsse der Herkunftsfamilie. In: J. Huinink & M. Feldhaus (Eds), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel*. Würzburg: Ergon, pp. 115-150.
- Walper, S. & Gödde, M. (2005). Jugendliche und ihre Beziehung zum Vater. Ein Vergleich von Kern-, Trennungs- und Stieffamilien. In: B. Schuster, H.-P. Kuhn & H. Uhlendorf (Eds.), *Entwicklung in sozialen Beziehungen – Heranwachsende in ihrer Auseinandersetzung mit Familie, Freunden und Gesellschaft*. Stuttgart: Lucius & Lucius, pp. 65-89.
- Walper, S. & Krey, M. (2009). Familienbeziehungen nach Trennungen. In: K. Lenz & F. Nestmann (Eds), *Persönliche Beziehungen*. Weinheim: Juventa, pp. 715-743.
- Walper, S. & Wendt, V. (2010) (Eds). *Partnerschaften und die Beziehungen zu Eltern und Kindern: Befunde zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland*. Würzburg: Ergon.
- Walper, S. & Wendt, E.-V. (2010). Partnerschaften und die Beziehungen zu Eltern und Kindern: Eine Einführung. In: S. Walper & E.-V. Wendt (Eds.), *Partnerschaften und die Beziehungen zu Eltern und Kindern. Befunde zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland*. Würzburg: Ergon, pp. 7-34.
- Walsh, F. (Ed.). (2003). *Normal family processes. Growing diversity and complexity*. New York: The Guilford Press.
- Zeller-Steinbrich, G. (2008). Fertilitätsbehandlung, Reproduktionsmotive und die Fähigkeit zur Elternschaft. *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie*, 39, pp. 447-472.
- Zerle, C. & Krok, I. (Eds.) (2008). *Null Bock auf Familie? Der schwierige Weg junger Männer in die Vaterschaft*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.

Submitted on/Eingereicht am: 15.04.2010

Accepted on/Angenommen am: 09.12.2010

Addresses of the authors/Anschriften der Autorinnen und Autoren:

Prof. Dr. Johannes Huinink (Korrespondenzautor/Corresponding author)
EMPAS, Universität Bremen
Celsiusstraße 1 (FVG)
28359 Bremen

E-Mail: huinink@empas.uni-bremen.de

Prof. Dr. Josef Brüderl
Universität Mannheim

Prof. Dr. Bernhard Nauck
Universität Chemnitz

Prof. Dr. Sabine Walper
Ludwig-Maximilians-Universität München

Dr. Laura Castiglioni
MZES, Universität Mannheim

Dr. Michael Feldhaus
EMPAS, Universität Bremen

E-Mail: bruederl@uni-mannheim.de
walper@edu.uni-muenchen.de
Laura.Castiglioni@mzes.uni-mannheim.de
feldhaus@empas.uni-bremen.de
bruederl@uni-mannheim.de

Ralph-Michael Karrasch & Monika Reichert

Auswirkungen der Pflege eines Partners auf Partnerschaft und Sexualität

Impacts of spouse-caregiving on relationship and sexuality

Zusammenfassung:

Diese Studie zeigt, dass die Pflege eines Partners mit chronischer Erkrankung oder Einschränkung in vielerlei Hinsicht eine schwierige Aufgabe darstellt und negative Auswirkungen – wie einen Mangel an Zärtlichkeit oder sexuelle Probleme – auf die Partnerschaftsqualität haben kann. In Hinblick auf sexuelle Probleme können unzureichende Wege mit sexueller Dysfunktion des (männlichen) Partners umzugehen, das Vermeiden von Gesprächen über Sexualität, eine irreführende Wahrnehmung der gegenseitigen sexuellen Bedürfnisse und Eifersucht als besonders belastend erlebt werden.

Als Folge berichten Pflegende und Gepflegte über eine geringere Zufriedenheit mit der Partnerschaft als in der Zeit, bevor die Pflegesituation auftrat. Um die möglichen negativen Auswirkungen einer Pflegesituation auf die Partnerschaft zu verringern, müssen Veränderungen im alltäglichen Leben und in der Partnerschaft besser angenommen und adäquate Bewältigungsstrategien wie z.B. eine Verbesserung der verbalen Kommunikation genutzt bzw. erlernt werden.

Schlagwörter: Pflege eines Partners, Partnerschaftszufriedenheit, sexuelle Probleme

Abstract:

This study shows that caregiving for a spouse with a chronic disease or disability can be a difficult task in many ways and can have a negative impact (e.g. lack of intimacy, sexual problems) on the quality of the relationship between the couple. With regard to sexual problems, for example, insufficient ways to handle sexual dysfunction of the (male) partner, the avoidance of talking about sexuality, a misleading perception of each other's sexual needs and jealousy can be experienced as especially burdensome. As a consequence, very often caregivers and care receivers report a lower marital satisfaction compared to the time before the caregiving situation set in. In order to reduce the negative impact caregiving may have on the partnership, changes in everyday life and in the relationship have to be accepted and, adequate coping strategies have to be used or learned, respectively (e.g. improvement of verbal communication skills).

Key words: spouse caregiver, marital satisfaction, sexual problems

1. Einleitung

In einer von den Autoren durchgeführten Studie zum Thema Gewalt in der Partnerpflege traten etwa 85% der Pflegenden und 60% der Gepflegten als Gewaltanwender auf (Kar-

rasch/Reichert 2008), was widerspiegelte, wie negativ sich eine Pflegesituation auf die Partnerschaft auswirken kann. Dadurch wurde das Interesse geweckt, anhand des gewonnenen Datenmaterials Auswirkungen der Pflegesituation auf die Zufriedenheit mit der Partnerschaft und Sexualität genauer herauszuarbeiten. Von welcher Relevanz diese Fragestellung ist, zeigt die Tatsache, dass Ende 2007 1,54 Millionen in Privathaushalten wohnende Personen Leistungen aus der Pflegeversicherung bezogen, wobei 1,03 Millionen Pflegebedürftige ausschließlich Pflegegeld in Anspruch nahmen, was bedeutet, dass diese ausschließlich durch ihre Angehörige gepflegt wurden (Statistisches Bundesamt 2008). Insgesamt 92% der Pflegebedürftigen werden dabei privat von Familienmitgliedern betreut oder mitbetreut, mit 28% am häufigsten vom Ehepartner (Schneekloth 2006).

Die Übernahme der Pflege eines Angehörigen ist mit dem Auftreten verschiedenster Belastungsfaktoren verbunden (Halsig 1995). 90% der Hauptpflegepersonen gaben an, äußerst pflegeintensive Unterstützung zu leisten (Halsig, 1995; 1998), ein großer Teil von ihnen, sich von den Pflegeanforderungen stark oder sehr stark belastet zu fühlen (Fassmann 1996; Reichert 1998; Schneekloth/Leven 2003). Im zwischenmenschlichen Bereich werden Einschränkungen der kommunikativen Fähigkeiten sowie problematische Verhaltensweisen oder Persönlichkeitsänderungen der gepflegten Person häufiger als physische Einschränkungen als besondere Belastung erlebt (Brink 2002). Hinsichtlich der Krankheitsbilder Schlaganfall und Demenz werden Verhaltensstörungen wie aggressives, aufdringliches, anklammerndes, unkontrollierbares und unvorhersehbares Verhalten und Stimmungsschwankungen des Gepflegten als besonders belastend beschrieben (Draper/Poulos/Cole/Ehrlich 1992; Jungbauer/von Cramon/Wilz 2003), was neben Ärger auch Aggressionen nach sich ziehen kann (Grond 1998). Auch das Ausmaß der beim Gepflegten bestehenden Einschränkungen spielt hinsichtlich des Belastungsgrades eine wesentliche Rolle (Scholte/Reimer/de Haan/Rijnders/Limburg/van den Bos 1998).

Als problematisch erlebte Verhaltensweisen und Persönlichkeitseigenschaften können zur völligen Verunsicherung im Umgang mit dem Pflegebedürftigen sowie zur Entfremdung vom Gepflegten führen und negative Auswirkungen auf die Beziehungsstruktur haben. Gerade bei Pflege eines demenziell Erkrankten müssen langjährige Beziehungen völlig neu definiert werden (Ehrhardt 1999), ein verändertes Abhängigkeitsgefüge sowie veränderte Machtpositionen können belastende Schuldgefühle und damit negative Folgen für den Pflegealltag entstehen lassen (Grond 1998). Gewalt kann dann den Endpunkt einer nicht mehr zu ertragenden Belastung und Überforderung darstellen (Kruse 1996). Boden (2004) wies darauf hin, dass ein erhöhtes Stressniveau negative Auswirkungen auf die Partnerschaftsqualität hat. Als vorherrschende Problemlagen in Pflegebeziehungen können somit eine Deprivation der Ehebeziehung, Beziehungskonflikte, Rollenkonflikte durch Rollenkehr, Angebundenheit und psychische Überforderung genannt werden.

Obwohl im Rahmen der Partnerpflege auch positive Gefühle dominieren können, besteht die Ansicht, dass es beim Pflegenden insbesondere bei Vorliegen einer chronischen und voranschreitenden Erkrankung des Partners zu einer Abnahme der Ehezufriedenheit kommt (Booth/Johnson 1994).

Im sexuellen Bereich wird bei Vorliegen chronischer Erkrankungen vor allem auf die Rolle zum Teil auch behandlungsbedingter sexueller Funktionsstörungen und ihren belastenden Folgen auf die Partnerschaften hingewiesen (Beier/Ahlers 2004). Als Faktoren, welche die Sexualität im Alter beeinflussen können, werden körperliche Veränderungen,

Zunahme von Erkrankungen (Diabetes mellitus, Arteriosklerose, vorangegangene Operationen, Harninkontinenz, Depression), erfolgte Behandlungen, Nebenwirkungen von Medikamenten und die Folgen lange andauernder Beziehungen genannt.

Bezogen auf die Zufriedenheit mit einer Partnerschaft im allgemeinen wird über die Jahre hinweg zumeist ein U-förmiger Verlauf konstatiert, aber auch ein konstanter Verlauf sowie eine kontinuierliche Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit wurden beschrieben (Bodenmann 1998; Fiedler/Klaiberg 2000; Lee 1998; Steinberg/Silverberg 1987; Weiland-Heil 1993). Eine größere Zufriedenheit mit der Partnerschaft ließ sich dabei an mehreren Parametern festmachen, nämlich an einem höheren Maß an Zärtlichkeit, einer größeren Freude an gemeinsamen Unternehmungen sowie einer geringeren Konflikthäufigkeit (Lang/Neyer/Asendorpf 2005). Eine Studie von Klaiberg, Brähler und Schumacher (2001) ergab, dass Durchlässigkeit in der Beziehung, durch den Vater erfahrene emotionale Wärme, ein höherer Bildungsgrad, eine positive Grundstimmung sowie Kircheng Zugehörigkeit einen positiven Effekt auf die Partnerschaftszufriedenheit über 50-jähriger Personen hatte. Demgegenüber wirkten sich streitsüchtiges und konkurrierendes Verhalten, das Erfahren von Ablehnung und Strafe durch Mutter oder Vater, dominantes Verhalten oder wahrgenommene Magenbeschwerden negativ auf die Partnerschaftszufriedenheit aus.

Trennung oder Scheidung stellen die extremste Folge einer partnerschaftlichen Unzufriedenheit dar. Mehrere Problembereiche wurden dargestellt, welche zum Scheitern einer Beziehung im höheren Lebensalter führen können. So berichtete Schneider (1990) über drei Hauptscheidungsgründe, nämlich: emotionale Probleme (Kommunikationsschwierigkeiten, Routinisierung der Beziehung, unterschiedliche Entwicklung der Partner, fehlende Frei- oder Entfaltungsräume), instrumentelle Probleme (häufig Streit, fehlende Akzeptanz der Gewohnheiten des Partners, fehlende Verlässlichkeit, Gewalt, Alkohol, Drogen, finanzielle Probleme) und Untreue (Außenbeziehungen). In prospektiven Längsschnittstudien wurden zudem psychische Labilität, Neurotizismus und Defizite in relevanten Kompetenzen wie Kommunikation und Coping beschrieben, welche ein Scheitern einer Beziehung wahrscheinlicher machen. Weitere subjektive Gründe für eine Scheidung können sexuelle Unzufriedenheit, Geschlechtsrollenkonflikte, finanzielle Probleme und die Dominanz eines Partners sein. Heute führen insbesondere Störungen der Partnerbeziehung, unerfüllte Bedürfnisse und Spannungen zu Trennungen auch im höheren Lebensalter (Fookan 1997); gerade ein ungleicher Kosten-Nutzen-Faktor zwischen den Partnern (Austauschtheorie) erhöht die Wahrscheinlichkeit einer Trennung, über den negativen Zusammenhang zwischen globalem Stressniveau und der Partnerschaftszufriedenheit wurde ebenfalls mehrfach berichtet (Bodenmann, 1994, 1995).

Bei Betrachtung der Studienergebnisse zur Partnerschaftsqualität im höheren Lebensalter sowie der Folgen einer Pflegesituation auf die Partnerschaft lassen sich einerseits Schnittmengen erkennen, andererseits aber wird deutlich, dass zwar viele Einflussfaktoren bezüglich der Zufriedenheit mit der Partnerschaft und Sexualität genannt wurden, jedoch ein Mangel an konkreten Daten hinsichtlich der Entwicklung von Partnerschaften im höheren Lebensalter aus der Sicht beider Partner besteht. Durch die eigene Untersuchung hinsichtlich Auswirkungen der Pflege eines Partners auf die Partnerschaft und Sexualität sollte diesen Defiziten entgegengewirkt werden.

2. Methode

Im Zeitraum vom Sommer 2003 bis Sommer 2005 wurden 32 Paare und 18 pflegende Personen interviewt. Es kam ein teilstandardisierter, selbst entworfener, 76 Fragen umfassender Fragebogen zur Anwendung, welcher Informationen hinsichtlich der interviewten Personen, der bestehenden Pflegesituation, den Lebensverhältnissen, der Partnerschaft und Sexualität und auftretender problematischer Verhaltensweisen bzw. Gewalt untersuchte. Die Fragen zur Partnerschaft und Sexualität dienten dabei als Grundgerüst, ermöglichten den Interviewten jedoch Freiraum zu eigenen Ausführungen sowie dem Interviewer ein tiefergreifendes Nachfragen. Die Interviews nahmen zwischen 35 und 60 Minuten, durchschnittlich etwa 45 Minuten in Anspruch. Der Zugang zu den Interviewpartnern erfolgte vornehmlich über eine Parkinson-Fachklinik sowie Selbsthilfegruppen, aber auch über Hausärzte, Beratungszentren, Sozialstationen sowie den Bekanntenkreis.

Die Auswertung erfolgte unterteilt nach den Gruppen: Hauptgruppe 1: sämtliche pflegende Personen (n = 50), Untergruppe: Pflegende mit Ausschluss jener, welche einen demenziell erkrankten Partner pflegen (n = 43), Hauptgruppe 2: gepflegte Personen (n = 32). Zudem erfolgte ein Vergleich der Aussagen beider Partner (n = 32).

Zur Darstellung der im Rahmen der Pflege eingetretenen Partnerschaftsentwicklungen wurden nur Paare ausgewählt, bei welchen keine demenzielle Erkrankung vorlag.

Die pflegenden Personen waren in der Mehrzahl weiblichen Geschlechts und im Schnitt etwa 66 Jahre alt (s. Tabelle 1). Die Mehrzahl der gepflegten Personen litt unter einer Parkinsonschen Erkrankung (n = 26), die zweithäufigste Krankheitsursache stellten Schlaganfälle (n = 8) dar. Unter sonstigen Erkrankungen litten 6 Personen. Die Dauer der Pflegesituation variierte von einem bis zu sechzehn Jahren und betrug im Schnitt 5,84 Jahre (arithmetisches Mittel).

Tabelle 1: Geschlecht und Alter der Interviewten

	Pflegende (n = 43)	Gepflegte (n = 32)
Weiblich	31	9
Männlich	12	23
Durchschnittsalter	65,7 (range: 42-91)	66,4 (range: 49-79)

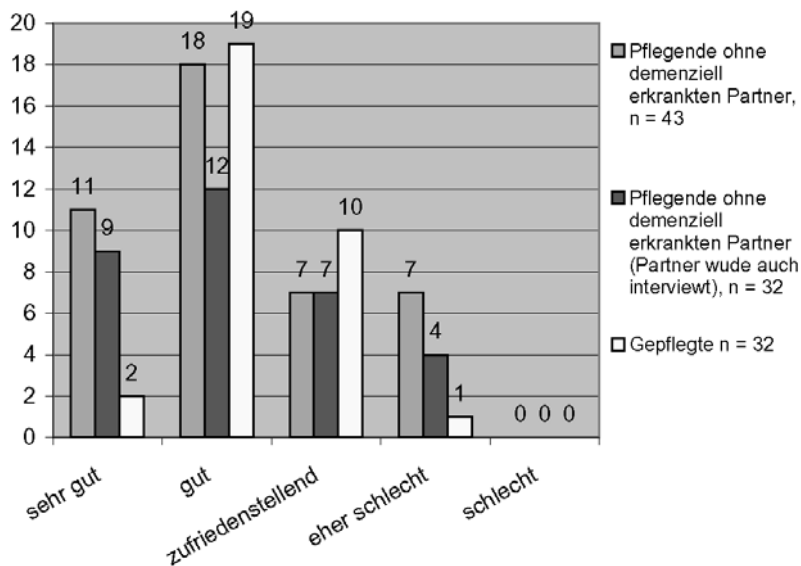
3. Ergebnisse

3.1 Partnerschaftsqualität vor Eintritt der Pflegesituation

3.1.1 Einschätzung der Partnerschaftsqualität vor Eintritt der Pflegesituation

Die Mehrzahl der Befragten gab an, vor Eintritt der Pflegesituation eine gute Beziehung geführt zu haben. Pflegende Personen berichteten wesentlich häufiger über eine sehr gute, aber auch etwas häufiger über eine eher schlechte Qualität der Partnerschaft vor Eintritt der Pflegesituation. Die Daten der Pflegenden wurden in den Abbildungen 1 und 2 bezogen auf die Gesamtgruppe und die Untergruppe, deren Partner ebenfalls interviewt wurde, dargestellt.

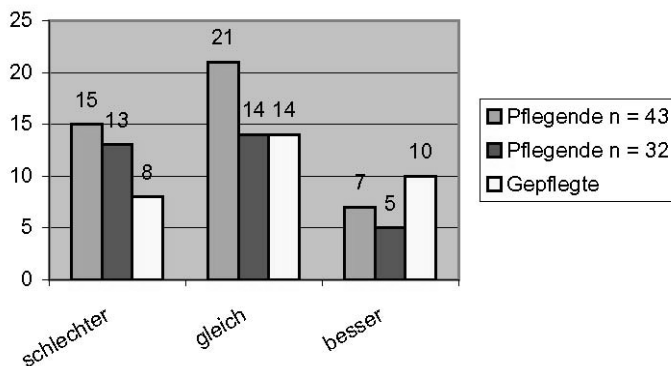
Abbildung 1: Qualität der Partnerschaft vor Eintritt der Pflegesituation



3.1.2 Im Rahmen der Pflegesituation eingetretene Veränderung der Partnerschaftsqualität

Pflegende Personen beschrieben die Entwicklung ihrer Partnerschaft nach Eintritt der Pflegesituation negativer als ihre gepflegten Partner. So gaben – bezogen auf die 32 interviewten Paare – 13 pflegende (40,6%) gegenüber acht gepflegten Personen (25%) an, die Beziehung zu ihrem Partner habe sich verschlechtert.

Abbildung 2: Im Rahmen der Pflege eingetretene Veränderungen der Partnerschaftsqualität



3.1.3 Direkter Vergleich der Aussagen der Partner zur Änderung der Partnerschaftsqualität nach Eintritt der Pflege

Im direkten Vergleich der Aussagen beider Partner ($n = 32$) wies die pflegende Person in elf Fällen (34,4%) eine schlechtere Einschätzung der Entwicklung der Partnerschaftsqualität, in drei Fällen eine (etwas) bessere, in 18 Fällen (56,2%) dieselbe Einschätzung auf wie ihr Partner.

3.1.4 Nach Eintritt der Pflegesituation eingetretene positive Veränderungen der Partnerschaft

Am häufigsten wurde über ein besseres Verständnis untereinander berichtet (Pfleger: $n = 12$, 27,9%, Gepflegte: $n = 10$, 31,3%). Daneben wurden ein besserer Zusammenhalt und mehr Gemeinsamkeiten konstatiert. Die Tatsache, dass sich der Partner nun anhänglicher zeige, wurde von den pflegenden Personen als zweithäufigster Grund für eine verbesserte Beziehung genannt ($n = 7$, 16,3%). Die Erfahrung, dass auf den pflegenden Partner trotz der bestehenden Belastungen Verlass war und dieser zu einem hielt, wurde von zwei gepflegten Personen (6,3%) angegeben (Tabelle 2).

Tabelle 2: Positive Veränderungen der Partnerschaft im Rahmen der Pflege

	Pfleger	Gepflegte	n =
besseres Verständnis	12	10	22
Partner anhänglicher	7	1	8
besserer Zusammenhalt, mehr Gemeinsamkeiten	4	2	6
Bemuttern sei schön	2	1	3
Partner hält zu mir	0	2	2
Sex erfüllend	1	0	1

3.1.5 Nach Eintritt der Pflege innerhalb der Partnerschaft eingetretene negative Veränderungen

Über negative Partnerschaftsentwicklungen wurde häufiger von den pflegenden Personen berichtet. Am häufigsten wurde von beiden Partnern über negative Auswirkungen auf das Sexualleben und öfter auftretenden Streit geklagt. Eine zunehmende Unzufriedenheit mit der Art der miteinander geführten Gespräche ($n = 10$, 23,3%) und dem Ausmaß der ausgetauschten Zärtlichkeiten ($n = 8$, 18,6%) äußerten dagegen vor allem die pflegenden Partner.

Über abstoßende Krankheitsfolgen sowie problematische Verhaltensweisen der gepflegten Person und deren negative Auswirkungen auf die emotionale Basis der Beziehung wurde prozentual in etwa gleich häufig von beiden Partnern berichtet (jeweils: Pfleger: 11,6%, Gepflegte: 12,5%).

Die vier pflegenden Personen (9,3%), welche von verstärkter Eifersucht und Misstrauen des Partners berichteten, gaben als Gründe einerseits medikamentös bedingte wahnhaftige Störungen, aber auch die Angst des Partners vor dem Verlassenwerden an (Tabelle 3).

Tabelle 3: Negative Veränderungen der Partnerschaft im Rahmen der Pflege (mehrere Antworten waren möglich)

	Pflegende	Gepflegte	n =
Sex	15	8	23
mehr Streitigkeiten	15	6	21
Gespräche	10	3	13
weniger Zärtlichkeiten	8	4	12
Abneigung/Ekel vor Gepflegtem	5	4	9
Klammern des Gepflegten	5	4	9
Eifersucht/Misstrauen	4	0	4
Gesamtzahl der genannten negativen Entwicklungen	62	29	91

Die interviewten Personen gaben ein bis drei aufgetretene negative Entwicklungen in ihrer Partnerschaft an. In der Gruppe der pflegenden Personen wurde häufiger über zwei oder drei negative Entwicklungen berichtet (Pflegende: n = 17, 39,5%, Gepflegte: n = 6, 18,8%) (Tabelle 4).

Tabelle 4: Negative Veränderungen der Partnerschaft im Rahmen der Pflege (mehrere Antworten waren möglich)

Anzahl negativer Entwicklungen	Pflegende	Gepflegte
0	4	12
1	22	14
2	10	3
3	7	3
n =	43	32

3.1.6 Hauptgründe für die eingetretenen negativen Entwicklungen in der Partnerschaft

Die überwiegende Mehrzahl der Befragten sahen in der Krankheit der gepflegten Person und den damit einhergehenden Folgen den Hauptgrund negativer Partnerschaftsentwicklungen (Pflegende: n = 22, 51,2%, Gepflegte: n = 14, 43,8%). Der von den Pflegenden am zweithäufigsten genannte Grund war die Persönlichkeit des Partners (n = 11, 25,6%), von den gepflegten Personen Bevormundungen durch den Partner (n = 4, 12,5%). In der Gruppe der Pflegenden wurden ansonsten die Gründe: verändertes Leben, sexuelle Probleme und Bevormundung durch den Partner aufgezählt, von den Gepflegten das veränderte Leben und die Auswirkungen des erreichten Lebensalters (Tabelle 5).

Tabelle 5: Hauptursachen für die negativen partnerschaftlichen Entwicklungen

Ursachen	Pflegende	Gepflegte
Krankheit	22	14
Persönlichkeit des Partners	11	1
Bevormundung durch den Pflegenden	1	4
Sonstige	3	2

3.2 Im Rahmen der Pflege auftretende sexuelle Probleme

Das häufigste Problem männlicher gepflegter Personen stellte das Vorliegen sexueller Funktionsstörungen ($n = 8$) dar. Hierunter litten die Betroffenen selbst, aber auch deren Partnerinnen, welche sich dadurch teils psychisch stark belastet zeigten.

Insbesondere die teils verzweifelten Versuche der betroffenen Männer, Erektionsstörungen zu überwinden und den bei der Ehefrau vermuteten sexuellen Wünschen gerecht zu werden, wirkten sich für beide Partner Stress induzierend aus. Dabei wurde deutlich, dass die gepflegten Männer zumeist an den Bedürfnissen ihrer Ehefrauen vorbei handelten. Diese wünschten sich ein größeres Maß an Zärtlichkeiten. In einem Fall bestand bei einem gepflegten Mann eine medikamentös induzierte massiv verstärkte Libido und ein mit Enthemmung verbundener Sexualtrieb, welcher von der betroffenen Ehefrau als große Belastung und sehr trennend erlebt wurde, jedoch erst nach Monaten gegenüber dem Arzt thematisiert und in der Folge dann durch Umstellung der Medikation behoben wurde.

Gepflegte Frauen berichteten in zwei Fällen darüber, dass sie darunter leiden würden, dass von Seiten des Partners keine sexuellen Initiativen mehr ausgingen. In einem Fall ging der Partner davon aus, dass sexuelle Kontakte mit zu starken Schmerzen für die Partnerin einhergehen würden. Ein das Missverständnis aufklärendes Gespräch erfolgte nicht. In einem Fall sprach der pflegende Partner davon, dass die Schlaganfallerkrankung der Ehefrau nun eben das „Zölibat“ bedeute, was die Auffassung wiederspiegelte, dass die schwere Erkrankung der Partnerin automatisch das Ende jeglicher Sexualität bedeute.

Von Seiten pflegender Partnerinnen wurde als größtes sexuelles Problem genannt, dass eine Abneigung gegenüber dem erkrankten Partner bestehe. Man müsse dem sexuellen Drängen des Partners jedoch gelegentlich nachgeben, was sehr belastend sei. Während vier pflegende Ehefrauen unter zu häufigen Sexwünschen des Partners litten, schien nur eine Pflegende darunter zu leiden, dass es kaum noch zu sexuellen Aktivitäten kam.

Ein pflegender Ehemann warf die Frage auf, inwieweit es vertretbar sei, eine außereheliche sexuelle Beziehung oder eine Lebensgemeinschaft mit zwei Frauen in einem Hause zu führen, gleichzeitig aber die Ehefrau aufgrund der weiterhin vorhandenen Zuneigung weiter zu pflegen. Die folgende Darstellung auftretender sexueller Probleme nennt das bestehende Grundproblem und die daraus resultierenden Folgen für beide Partner.

3.2.1 Darstellung auftretender sexueller Probleme:

Die Daten beziehen sich auf alle 43 Paare und fassen die Aussagen der 43 Pflegenden und 32 Gepflegten zusammen.

3.2.1.1 Hauptprobleme der gepflegten Personen

a) männliche Gepflegte ($n = 31$)

Am häufigsten litten männliche Gepflegte unter Erektionsstörungen ($n = 8$, 25,8 %) und sich daraus ergebenden Selbstwertproblemen und depressiver Gestimmtheit. In jeweils einem Fall wurden zudem Verlassensängste und auftretende Eifersucht genannt. In der Folge bildete sich in drei Fällen ein Verhalten der Gepflegten aus, welches von den pflegenden Partnerinnen als problematisch erlebt wurde, nämlich der häufige Wunsch nach

sexueller Aktivität (in einem Fall durch den intensiven Einsatz sexueller Hilfsmittel). Als Gründe hierfür wurden von den gepflegten Männern genannt, vorhandene Defizite dadurch kompensieren ($n = 2$) oder wieder in den Griff bekommen ($n = 2$) und die Frau nicht zu verlieren zu wollen ($n = 1$). In allen drei Fällen gaben die Partnerinnen jedoch an, dass sie eigentlich kein sexuelles Interesse mehr besäßen, jedoch der Wunsch nach vermehrtem Austausch von Zärtlichkeiten bestehe. Eine Partnerin musste sich eine zeitliche Begrenzung sexueller Aktivitäten auf eine Stunde täglich erkämpfen.

In einem Fall bestand ein medikamentös induzierter, zu starker Sexualtrieb. Dieser Zustand wurde von der Partnerin als große Belastung und sehr trennend erlebt. Erst nach einigen Monaten erfolgte eine Thematisierung der Problematik beim behandelnden Neurologen, welcher eine medikamentöse Ursache (Dopaminagonist) erkannte.

b) weibliche Gepflegte ($n = 12$)

Als Hauptproblem wurde genannt, dass vom pflegenden Partner keinerlei sexuelle Aktivität mehr ausgehe ($n = 2$, 16,7%). Beide Ehefrauen fühlten sich nicht mehr begehrt, empfanden sich nicht mehr „als Frau“ und litten unter der fehlenden Sexualität. Ein Ehemann verzichtete auf Sex, da er befürchtete, dass er dadurch Schmerzen bei seiner Partnerin auslösen könnte. Ein Partner setzte den Schlaganfall seiner Partnerin mit dem Zölibat gleich. Ein klärendes Gespräch zwischen beiden Partnern erfolgte in keinem der Fälle.

3.2.1.2 Hauptprobleme der pflegenden Personen

a) weibliche Pflegende ($n = 31$)

Die Partnerinnen empfanden als größtes Problem im sexuellen Bereich eine von ihnen gegenüber dem Partner empfundene Abneigung ($n = 7$, 22,6%). Als Gründe für die Abneigung wurden Ekel ($n = 5$), die Auffassung, der Mann sei „kein richtiger Mann mehr“ und der Mann sei „wie ein Kind“ (jeweils $n = 1$) genannt. Der Unterschied zu der in Tabelle 3 genannten Gesamtanzahl ($n = 5$) ergab sich dadurch, dass in zwei Fällen zwar über eine Abneigung gegenüber dem Partner berichtet wurde, diese aber nicht als subjektiv bedeutende Partnerschaftsveränderung eingestuft worden war.

Das zweithäufigste Problem stellten zu häufige Sexwünsche des Partners ($n = 4$, 12,9%) dar. Alle Ehefrauen kamen den Sexwünschen häufiger nach als es ihnen lieb war, was zu Unzufriedenheit, innerer Anspannung führte und das häufigere Auftreten von Streitigkeiten mit sich brachte. Ursache zu häufiger sexueller Wünsche des Gepflegten war in einem Fall ein Eifersuchtswahn.

Eine pflegende Ehefrau litt unter dem verminderten sexuellen Interesse des Partners. Dieser hatte im Rahmen der Verarbeitung seiner Erkrankung eine depressive Symptomatik ausgebildet und sah sich als sexuell unattraktiv an.

b) männliche Pflegende ($n = 12$):

Ein pflegender Ehemann litt darunter, dass er aus Rücksichtnahme gegenüber der Partnerin, um dieser Schmerzen zu ersparen, auf alle sexuellen Aktivitäten verzichtete. Dieser Pflegende spielte mit dem Gedanken, eine außereheliche Beziehung einzugehen, ohne dadurch jedoch die Pflege seiner Ehefrau vernachlässigen zu wollen. Sein Wunsch war es jedoch, dass er mit beiden Frauen im Hause leben könne. Ein Gespräch mit der Ehefrau diesbezüglich war noch nicht erfolgt.

In einem weiteren Fall nahm ein Pflegender seine Ehefrau nach deren Schlaganfall als sexuell unattraktiv wahr, was die Partnerin mehr belastete als ihn selbst.

3.2.2 Positive Veränderungen in sexueller Hinsicht

Nur eine Pflegende schien von der Tatsache, dass ihr an einem Schlaganfall leidender Mann aufgrund einer bei sexueller Erregung auftretenden vermehrten Spastik, was sexuelle Aktivitäten minimierte, jedoch in der Folge den vermehrten Austausch von Zärtlichkeiten mit sich brachte, zu profitieren.

3.2.3 Zusammenhang zwischen sexuellen Problemen und auftretender Gewalt

Probleme im sexuellen Bereich wurden von fünf Interviewten als direkt gewaltauslösend, häufiger jedoch als indirekt gewaltfördernd genannt ($n = 13$), was so erklärt wurde, dass erst in Verbindung mit zusätzlichen Belastungsfaktoren Gewalt auftrat. In 18 Beziehungen wurden Probleme im sexuellen Bereich als über längere Zeiträume hinweg psychisch belastend beschrieben (Tabelle 6).

Tabelle 6: Von den Beteiligten geschilderte Zusammenhänge zwischen sexuellen Problemen und Gewalt

Probleme im sexuellen Bereich	Pflegende (n=43)	Gepflegte (n=32)
direkt Gewalt auslösend	3	2
indirekt Gewalt fördernd	8	23

4. Diskussion

Die eigenen Studienergebnisse beruhen zwar auf einem recht geringen Stichprobenumfang und müssen daher hinsichtlich möglicher Schlussfolgerungen mit Vorsicht betrachtet werden, dennoch stellen sie gerade durch das getrennt voneinander erfolgte Befragen beider am Pflegedual beteiligter Partner ein interessantes Datenmaterial dar.

So zeigen die gewonnenen Ergebnisse, dass die Pflege eines Partners zumeist negative Auswirkungen auf die Partnerschaft hat. Dabei sehen die pflegenden Personen die Partnerschaftsentwicklung deutlich negativer als ihre Partner, was die Auffassung von Booth und Johnson (1994) bestätigt, welche konstatierten, dass es bei chronischer oder voranschreitender Krankheit des Gepflegten gerade beim gesunden Partner zu einer Abnahme der Ehezufriedenheit kommt. Die von den gepflegten Personen genannte Einschätzung, dass die Zufriedenheit mit der Partnerschaft weitgehend konstant geblieben bzw. sich tendenziell etwas positiver entwickelt habe, wurde durch die Tatsache konterkariert, dass auf Nachfrage wesentlich häufiger negative Partnerschaftsentwicklungen geschildert wurden als positive. Somit dürften jene Paare, welche sich in einer Pflegesituation befinden, mit dazu beitragen, dass einige Forschungsgruppen von einer weitgehend gleichbleibenden bis sich verschlechternden Partnerschaftsqualität im Alter ausgehen (Bodenmann 1998, Fiedler/Klaiberg 2000; Lee 1988; Steinberg/Silver 1987; Wei-

land-Heil 1993). Mehrere Gründe dürften zu der weniger negativen Sichtweise der Gepflegten beigetragen haben. Neben einer veränderten Anspruchshaltung an die Partnerschaft mit dem Hauptziel, nicht verlassen und weiter gepflegt zu werden, bestand zum Teil die Auffassung, dass Kritik gegenüber der Pflegenden eine Form der Undankbarkeit darstelle. In einigen Fällen entstand zudem der Eindruck, dass die gepflegten Personen zum Teil befürchteten, geäußerte Kritik könnte dem Partner trotz getrennt voneinander geführter Interviews doch zu Ohren kommen und die eigene Weiterversorgung gefährden.

Als positive Partnerschaftsentwicklungen wurden vor allem ein besseres Verständnis untereinander und mehr Gemeinsamkeiten mit daraus resultierendem größerem Zusammenhalt genannt. Pflegende Partnerinnen profitierten von einer größeren Anhänglichkeit des Partners, die gepflegten Personen von dem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber der pflegenden Partnerin.

Von den pflegenden Partnerinnen geschilderte positive Partnerschaftsveränderungen kamen dabei zumeist dadurch zustande, dass lange gehegte Bedürfnisse durch die Pflegesituation in Erfüllung gingen. Die Pflegesituation sorgte auch bei Paaren, welche sich auseinandergelebt hatten, dafür, wieder mehr miteinander in Kontakt treten, mehr Nähe zulassen und anstehende Aufgaben gemeinsam in Angriff nehmen zu müssen, was die Möglichkeit schuf, wieder Gefühle der Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Verständnisses zu entwickeln. Mehr Zeit mit dem Partner verbringen zu können, den zu Pflegenden so umsorgen zu dürfen, wie man es sich gewünscht hatte, sowie von diesem Aufmerksamkeit und Dankbarkeit zu erhalten, bedeuteten je nach Bedürfnislage, dass eine Pflegesituation auch für die Pflegenden einen positiven Kosten-Nutzen-Effekt mit sich bringen konnte, worauf Farran, Miller, Kaufmann, Donner und Fogg (1999) bereits hingewiesen hatten.

Dennoch zeigte die eigene Studie deutlich, dass negative Partnerschaftsentwicklungen dominierten. Mehrere in der Literatur genannte Faktoren, welche die Zufriedenheit mit der Partnerschaft im höheren Lebensalter mitbestimmen oder mögliche Trennungursachen darstellen können (Schneider 1990; Bodenmann/Bradbury/Madarasz 2002), wurden in der eigenen Studie von den Befragten als negative partnerschaftliche Entwicklungen beschrieben. Dabei dominierten Probleme im sexuellen Bereich, vermehrt auftretende Streitigkeiten gefolgt von Unzufriedenheit hinsichtlich miteinander geführter Gespräche und einem Mangel an ausgetauschten Zärtlichkeiten.

Pflegende Personen litten häufig stark unter den körperlichen und psychischen Folgen der Erkrankung des Partners. Das vorbestehende Bild des Partners wurde teils völlig verändert, was im Zusammenhang mit den oben genannten Faktoren dazu beitrug, eine Deprivation der Paarbeziehung mit schwindender emotionaler und körperlicher Intimität und fehlender Reziprozität zu entwickeln.

Auffallend hoch stellte sich in der eigenen Studie der Anteil der Pflegenden dar, welche von Ekel und Abneigung gegenüber dem Partner sprachen (22,6%), sowie jener gepflegten Partner, welche angaben, dass ihre Partnerin vor ihnen Ekel und Abneigung empfinden (12,5%), was eine vollständige emotionale Distanzierung widerspiegelte.

Eine eindrückliche Bestätigung durch die eigene Untersuchung erfuhr die Auffassung, dass die Kommunikation zwischen den Partnern einen großen Einfluss auf die Qualität einer Partnerschaft besitzt (Schneider 1990). Dabei stellten Kommunikationsprobleme insbesondere auf zwei Ebenen negative Einflussfaktoren für die Partnerschaft dar. Die Unzufriedenheit in kommunikativer Hinsicht wurde von den Befragten dadurch be-

gründet, dass es seltener zu einem Gedankenaustausch und der Mitteilung von Gefühlen komme, was wie von Shields, Travis und Rousseau (2000) beschrieben, zunehmende Gefühle von Isolation, Einsamkeit und nachlassende Zufriedenheit mit der Partnerschaft nach sich zog. Ebenso wie von Beier und Ahlers (2004) für das Krankheitsbild der Parkinson-Erkrankung dargestellt, ließ sich jedoch bei den Partnern der Wunsch nach wechselseitiger Mitteilung von Empfindungen konstatieren, was eine deutliche Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit aufzeigte. Gerade unerfüllte Wünsche stellen dabei potentielle Trennungsgründe dar (Fooken 1997).

Zudem war erkennbar, dass es vielen Paaren kaum möglich war, gemeinsame Gespräche so zu führen, dass sie der Bewältigung von Problemen dienen konnten. Neben körperlichen Einschränkungen der gepflegten Person wie leises Sprechen bei der Parkinson-Erkrankung und Sprachstörungen nach Schlaganfall führten Depressivität, das ständige Beschäftigt-Sein mit der eigenen Krankheitsverarbeitung, die Folgen von Streitigkeiten und Gereiztheiten aufgrund von Überforderung dazu, dass Gespräche seltener und inhaltsärmer geführt wurden, was eine dyadische Kommunikation und Problemlösung erschwerte und die Partnerschaft zusätzlich gefährdete (Karney/Bradbury 1995).

Ein wesentliches Ergebnis der eigenen Studie stellte die Erkenntnis dar, dass sexuelle Probleme im Rahmen der Partnerpflege im höheren Lebensalter neben Streitigkeiten den größten Belastungsfaktor für Partnerschaften darstellten. Obwohl in der Literatur darauf hingewiesen wurde, dass Sexualität neben einer Belastung auch eine Ressource im Alter sein kann, indem Sexualität einen Rückzugs- und Erholungsraum bilden und somit zum Coping beitragen könne (Bucher/Hornung/Buddeberg 2003), wurde in der eigenen Studie der Bereich Sexualität fast ausschließlich als Problemfeld betrachtet.

Dabei ließen sich vier Problembereiche erkennen, welche die Zufriedenheit mit der Partnerschaft negativ tangierten: sexuelle Funktionsstörungen gepflegter Männer und deren Folgen, Abneigung und Ekel Pflegenden gegenüber ihrem an sexuellen Aktivitäten interessierten Partner, der Widerspruch zwischen dem Wunsch pflegender Ehefrauen nach vermehrter Zärtlichkeit und dem Versuch gepflegter Männer, ihre Frauen durch sexuelle Aktivitäten weiter für sich zu gewinnen sowie das häufig bestehende Unvermögen, über Sexualität zu sprechen.

Zusätzlich ließen sich in sexueller Hinsicht bei beiden Partnern Kompetenzdefizite erkennen, welche zu negativen Entwicklungen beitrugen, worauf bereits von Sydow (2008) hingewiesen hatte. Im Gespräch wurde der Bereich Sexualität häufig überhaupt nicht thematisiert, Bedürfnisse des Partners wurden häufig falsch eingeschätzt und eigene nicht geäußert, was Missverständnisse, Enttäuschungen, Auseinandersetzungen und Stress nach sich zog. Krankheitsbedingte, teils medikamentös bedingte sexuelle Funktionsstörungen wie eine massiv verstärkte Libido, aber auch wahnhaftes Eifersucht wurden viel zu spät thematisiert und einer notwendigen Behandlung zugeführt, was ebenfalls extreme Belastungen nach sich zog.

Von den Beteiligten selbst wurde zudem angegeben, dass Probleme im sexuellen Bereich direkt zum Auftreten von Gewalt, aber auch zur Überforderung beider Partner beitragen, was im weiteren Verlauf Gewalthandlungen nach sich zöge und den Zusammenhalt der Partnerschaft existentiell gefährdete. Schon die Androhung von Gewalt wurde in der Literatur als Scheidungsgrund genannt (Nave-Herz/Daum-Jaballah/Hausser/Matthias/Scheller 1990).

Zusammengefasst lässt sich konstatieren, dass die Pflege eines Partners im höheren Lebensalter mit Überforderung beider Partner einhergeht und insbesondere aus Sicht der pflegenden Personen die Partnerschaftsqualität negativ tangiert. Es gilt durch ein besseres und zeitlich früheres Ineinandergreifen psychologischer, ärztlicher, aber auch seelsorgerischer Instanzen eine bessere Bewältigung partnerschaftlicher und sexueller Probleme zu ermöglichen. Mehrere Hauptziele sollten dabei verfolgt werden. Neben der Schaffung neuer Formen der Selbstwertbildung bei chronisch einschränkender Erkrankung sollten Möglichkeiten dargestellt werden, Beziehungen in veränderter Form neu strukturieren und beleben zu können. Durch Förderung von Kompetenzen auf kommunikativer Ebene sollte es den Betroffenen ermöglicht werden, wieder mehr Nähe und Verständnis füreinander entwickeln und suffizienter Probleme lösen zu können. Des Weiteren sollte der Nutzen von Stressbewältigungstechniken vermehrt vermittelt werden.

Zudem gilt es, den Betroffenen vermehrt Möglichkeiten zu schaffen, sich Rat und Unterstützung zu holen und Trost zu suchen. In ärztlicher Hinsicht gilt es, eine zeitnahe, gründliche Behandlung sexueller Funktionsstörungen sowie teils krankheitsbedingter oder medikamentös induzierter psychischer Störungen (Wahn, Depression) zu gewährleisten. In psychotherapeutischer Hinsicht stellen die Förderung der Krankheitsverarbeitung und Kommunikation zwischen beiden Partnern sowie die Vermittlung von Coping-Strategien wesentliche Aspekte dar. Auch eine Beratung bei moralischen Bedenken hinsichtlich alternativer Beziehungs- und Lebensformen sollte darin beinhaltet sein.

Desweiteren gilt es, Partnerschaften im höheren Lebensalter vermehrt in den Fokus weitergehender Forschung zu stellen, um die Konsequenzen von Pflegebedürftigkeit für die Partnerbeziehung und die Zufriedenheit mit der Partnerschaft besser darstellen und beurteilen zu können.

Literatur

- Beier, K. M. & Ahlers, C. J. (2004). Auswirkungen des M. Parkinson auf Sexualität und Partnerschaft. *Psychoneuro*, 30, 8, S. 449-452.
- Bodenmann, G. (1994). *Welchen Beitrag leistet die Stress- und Copingforschung zu einem besseren Verständnis der Partnerschaftsqualität und -stabilität. Eine längsschnittliche Untersuchung*. Fribourg: Universität Fribourg, Psychologisches Institut (Forschungsbericht Nr. 113).
- Bodenmann, G. (1995). *Bewältigung von Stress in Partnerschaften – Der Einfluss von Belastungen auf die Qualität und Stabilität von Paarbeziehungen*. Bern: Huber.
- Bodenmann, G. (1998). Der Einfluss der Gesundheit auf die Partnerschaft: Eine 3-Jahres-Längsschnittuntersuchung. *Zeitschrift für klinische Psychologie*, 27, S. 189-201.
- Bodenmann, G., Bradbury, T. & Madarasz, S. (2002). Scheidungsursachen und -verlauf aus der Sicht der Geschiedenen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14, 1, S. 5-19.
- Booth, A., Johnson, D. R. (1994). Declining health and marital quality. *Journal of Marriage and the Family*, 56, 1, S. 218-223.
- Brink, L. (2002). Was belastet pflegende Angehörige von Apoplexbetroffenen? In: W. Schnepf (Hrsg.), *Angehörige pflegen*. Bern: Verlag Hans Huber, S. 219-239.
- Bucher, T., Hornung, R. & Buddeberg, C. (2003). Sexualität in der zweiten Lebenshälfte. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 16, S. 249-270
- Compton, S. A., Flanagan, P. & Gregg, W. (1997). Elder abuse in people with dementia in Northern Ireland: Prevalence and predictors in cases referred to a psychiatry of old age service. *International Journal of Geriatric Psychiatry*, 12, 6, S. 632-635.

- Cooney, C. & Mortimer, A. (1995). Elder abuse and dementia – A pilot study. *International Journal of Social Psychiatry*, 41, 4, S. 276-283.
- Draper, B. M., Poulos, C. J., Cole, A. M. & Ehrlich, F. (1992). A comparison of caregivers for elderly stroke and demenzia victims. *Journal of the American Geriatrics Society*, 40, 9, S. 896-901.
- Ehrhardt, T. (1999). *Verhaltenstherapie bei Morbus Alzheimer*. Göttingen: Hogrefe.
- Farran, C.J., Miller, B.H., Kaufmann, J.E., Donner, E. & Fogg, L. (1999). Finding meaning through caregiving: Development of an instrument for family caregivers of persons with Alzheimer's disease. *Journal of Clinical Psychology*, 55, 99, S. 1107-1125.
- Fassmann, H. (1996). Burnout bei pflegenden Angehörigen: Isoliert, erschöpft und ausgebrannt. Modellprojekt belegt das Ausmaß der psychischen Überlastung. *Forum Sozialstation*, 79, S. 43-45.
- Fiedler, A. & Klaiberg, A. (2000). Belastung und Partnerschaftszufriedenheit. In: P. Martin, U. Lehr, K.-U. Ettrich, D. Roether, M. Martin & A. Fischer-Cyrlies (Hrsg.), *Aspekte der Entwicklung im mittleren und höheren Erwachsenenalter: Ergebnisse der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE)*. Darmstadt: Steinkopff, S. 116-127.
- Fookon, I. (1990). Zur Intimitätsentwicklung älterer Ehepaare aus der Perspektive der Lebensspanne. In: R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse & E. Olbrich (Hrsg.), *Altern – Ein lebenslanger Prozess der sozialen Interaktion*. Darmstadt: Steinkopff, S. 209-222.
- Fookon, I. & Lind, I. (1997). *Scheidung nach langjähriger Ehe im mittleren und höheren Erwachsenenalter. Expertise im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Grond, E. (1998). *Pflege Demenzkranker*. Hagen: Brigitte Kunz.
- Halsig, N. (1995). Hauptpflegepersonen in der Familie: Eine Analyse ihrer situativen Bedingungen, Belastungen und Hilfsmöglichkeiten. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 4, S. 247-272.
- Halsig, N. (1998). Die psychische und soziale Situation pflegender Angehöriger. Möglichkeiten der Intervention. In Kruse, A. (Hrsg.), *Psychosoziale Gerontologie Bd. 2: Intervention* Göttingen: Hogrefe, S. 211-231.
- Hoffman, M. L. (1987). Development of concern for others. *Developmental Psychology*, 28, S. 126-136.
- Jungbauer, J., von Cramon, D. Y. & Wilz, G. (2003). Langfristige Lebensveränderungen und Belastungsfolgen bei Ehepartnern von Schlaganfallpatienten. *Der Nervenarzt*, 74, 12, S. 1110-1117.
- Karney, B. R. & Bradbury, T. N. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, methods and research. *Psychological Bulletin*, 118, 1, S. 3-34.
- Karrasch, R.-M. & Reichert, M. (2008). Subjektive Beurteilungen und Wahrnehmungen vom Pflegenden und Gepflegten in der Partnerpflege – Zusammenhänge mit auftretender Gewalt. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 21, 4, S. 259-265.
- Klaiberg, A., Brähler, E. & Schumacher, J. (2001). Determinanten der Zufriedenheit mit Sexualität und Partnerschaft in der zweiten Lebenshälfte. In: H. Berberich & E. Brähler (Hrsg.), *Sexualität und Partnerschaft in der zweiten Lebenshälfte*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 105-127.
- Kruse, A. (1996). Darstellung des Dunkelfeldes anhand einer empirischen Untersuchung zur Lebenssituation pflegender Angehöriger. In Weisser Ring (Hrsg.), *Gewalt gegen Pflegebedürftige. Vortragsveranstaltung mit Podiumsdiskussion, 12. Dezember 1995. Dokumentation*. Baden-Baden: Nomos-Verlag (Mainzer Schriften zur Situation von Kriminalitätsoffern, Band 16), S. 16-25.
- Kruse, A. (1999). Vortrag auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und Gerontopsychotherapie vom 3.-5.06.1999 in Bonn.
- Lang, F., Neyer, F. & Asendorpf, J. B. (2005). Entwicklung und Gestaltung sozialer Beziehungen. In S. H. Filipp & U. M. Staudinger, (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie des mittleren und höheren Erwachsenenalters*. Göttingen: Hogrefe Verlag, S. 377-416.
- Lee, G.R. (1988). Marital Satisfaction in later life: The effects of nonmarital roles. *Journal of Marriage and the Family*, 50, S. 775-783.
- Nave-Herz, R., Daum-Jaballah, M., Hauser, S., Matthias, H. & Scheller, G. (1990). *Scheidungsursachen im Wandel. Eine zeitgeschichtliche Analyse des Anstiegs der Ehescheidungen in der Bundesrepublik Deutschland*. Bielefeld: Kleine Verlag.

- Reichert, M. (1998). *Häusliche Pflege in Nordrhein-Westfalen*. Münster: LIT (Dortmunder Beiträge zur Sozial- und Gesellschaftspolitik, Band 17).
- Riehl-Emde, A. (2000). Forschung aus der Praxis. *Psychotherapie im Dialog* 2.
- Schneekloth, U. (2006). Entwicklungstrends und Perspektiven in der häuslichen Pflege. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 39, S. 405-412.
- Schneider, N. F. (1990). Woran scheitern Partnerschaften? Subjektive Trennungsgründe und Belastungsfaktoren bei Ehepaaren und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. *Zeitschrift für Soziologie*, 19, S. 458-470.
- Scholte, O. P., Reimer, W. J., de Haan, R. J., Rijnders, P. T., Limburg, M. & van den Bos, G. A. (1998). The burden of caregiving in partners of long-term stroke survivors. *Stroke: A Journal of Cerebral Circulation*, 29, 8, S. 1605-1611.
- Shields, C. G., Travis, L., Rousseau, S. J. (2000). Marital attachment and adjustment in older couples coping with cancer. *Aging and Mental Health* 4, 3, S. 223-233.
- Statistisches Bundesamt (2008). *Pflegestatistik 2007 – Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung – Deutschlandergebnisse*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Steinberg, L. & Silver, S. B. (1987). Influences on marital satisfaction during the middle stages of the family life cycle. *Journal of Marriage and the Family*, 49, S. 751-760.
- Sydow, von, K. (2008). Sexuelle Probleme und Störungen im höheren Alter. In: *Psychotherapie im Dialog* 9, 1, S. 53-58.
- Weiland-Heil, K. (1993). *Partnerschaftsverläufe: eine Analyse der subjektiven Zufriedenheitsbilanz auf individuellem und dyadischem Niveau*. Münster: Waxmann.

Eingereicht am/Submitted on: 15.12.2008

Angenommen am/Accepted on: 26.04.2010

Anschrift des Autors und der Ko-Autorin/Address of author and co-author:

Dr. med. Dr. phil. Ralph-Michael Karrasch (Korrespondenzautor/corresponding author)
Schongauer Straße 5a
86899 Landsberg

E-Mail: dr.ralph-michael.karrasch@freenet.de

Prof. Dr. Monika Reichert
Professur für Soziale Gerontologie mit Schwerpunkt Lebenslaufforschung
Technische Universität Dortmund, Fachbereich 12
Emil-Figge-Straße 91
44227 Dortmund

E-Mail: Monika.Reichert@fk12.tu-dortmund.de

Das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (**ifb**) berichtet an dieser Stelle in loser Folge über aktuelle Forschungsprojekte, neue Forschungsvorhaben, Tagungen und Veröffentlichungen.

Berufsverläufe von Müttern nach einer „Babypause“

Vor dem Hintergrund der veränderten Geschlechterrollen und des demografischen Wandels ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu einem zentralen und auch politisch wichtigen Thema geworden. Aus diesem Grund wurden in den letzten Jahren mit der Reform der Elternzeit, der Einführung des neuen Elterngeldes und dem Ausbau der institutionellen Kinderbetreuung wesentliche familienpolitische Parameter der Berufsrückkehr von Müttern und der Beteiligung der Väter an der Familienarbeit verbessert.

Das Forschungsprojekt zielt darauf ab, die Erwerbsverläufe von Müttern in den ersten Jahren nach dem Übergang zur Elternschaft und damit einhergehend die Aufgabenteilung in der Familie sowie deren Determinanten zu erfassen und somit die Berufsrückkehr detailliert nachzuvollziehen.

Die Fragestellungen wurden im Rahmen einer Primärerhebung untersucht, die vom bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen (StMAS) gefördert wurde. Zu diesem Zweck wurden im Zeitraum Februar bis März 2010 insgesamt 1.453 Mütter aus ganz Bayern befragt. Die Datenerhebung erfolgte mittels telefonischer Interviews.

Themen der Befragung waren neben der Soziodemografie, dem Alter und der Anzahl der vorhandenen Kinder und dem weiteren Kinderwunsch, der Erwerbssituation des Partners und der Einkommenslage der Familie insbesondere die Erwerbsbiografien der Mütter und der Bezug von Elterngeld. Mütter, die zum Befragungszeitpunkt nicht erwerbstätig waren, wurden nach den Gründen hierfür und nach ihren zukünftigen beruflichen Plänen bzw. Wünschen befragt. Wer bereits in den Beruf zurückgekehrt war, sollte detailliert

nach dem zeitlichen Umfang und sonstigen Merkmalen der Arbeitsstelle (Rückkehr zum früheren Arbeitgeber oder Einstieg bei neuem Arbeitgeber, berufliche Selbstständigkeit, alter Arbeitsplatz oder neuer etc.) Auskunft geben. Im Vordergrund standen die Einschätzungen der Mütter zu ihrem Wiedereinstieg, ob z.B. die Dauer der Erwerbsunterbrechung den Wünschen entsprach und welche Erfahrungen bei der Rückkehr ins Arbeitsleben gemacht wurden. Daneben wurden die Berufsorientierung sowie die Einstellungen gegenüber institutioneller Kinderbetreuung und der Berufstätigkeit von Müttern im Allgemeinen erhoben. Des Weiteren wurde erfasst, welche Formen der Kinderbetreuung von den Befragten selbst in Anspruch genommen werden bzw. inwieweit das Thema Kinderbetreuung Einfluss auf die Entscheidung über den beruflichen Wiedereinstieg genommen hat. Die innerfamiliäre Aufgabenteilung – bei verschiedenen Hausarbeiten und bei der Kinderbetreuung – sowie die Zufriedenheit damit, wurden ebenso erhoben wie die Zufriedenheit mit der Lebenssituation insgesamt.

Aus ersten Analysen lassen sich folgende Ergebnisse berichten: Die Mütter waren zum Befragungszeitpunkt zwischen 19 und 53 Jahre alt, der Großteil ($n = 1.275$) wohnte mit ihren Ehemännern zusammen, 102 lebten in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, sechs in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft und 70 Frauen waren Alleinerziehende. Ein Drittel der Frauen hatte nur ein Kind, knapp die Hälfte hatte zwei Kinder und knapp ein Fünftel drei oder mehr Kinder. Etwa 60% der befragten Mütter betrachteten zum Befragungszeitpunkt ihre Familienplanung als abgeschlossen, 5% waren hinsichtlich ihres weiteren Kinderwunsches unentschlossen und gut ein Drittel der Befragten wollte die Familie noch erweitern.

Die im ersten Halbjahr 2007 geborenen Kinder der Befragten waren zum Erhebungszeitpunkt rund drei Jahre alt. Damit ist die Auswahl der Stichprobe für die Zielsetzung dieser Studie gut geeignet, da ein großer Teil der Mütter (61,7%) bereits über Wiedereinstiegserfahrungen verfügte, ein anderer Teil aber (noch) nicht erwerbstätig war (38,3%).

Diejenigen, die wieder erwerbstätig waren, arbeiteten zum großen Teil Teilzeit (62,3%) bzw. waren geringfügig beschäftigt oder in einem Mini-Job (15,1%) angestellt. Knapp ein Zehntel arbeitete jedoch Vollzeit und ebenso viele waren Selbstständige.

Von den nichterwerbstätigen Müttern waren drei Viertel in Elternzeit oder Mutterschutz, 5% waren arbeitslos gemeldet und 16,4% bezeichneten sich als Hausfrauen. Vor der Geburt des Kindes im Jahr 2007 waren 83% der Befragten berufstätig, 17% waren nicht erwerbstätig. Somit ergibt sich unter den befragten Müttern eine Vielzahl von unterschiedlichen Erwerbsverläufen, die auch abhängig von der Kinderzahl sind.

Für gut zwei Drittel der Wiedereinsteigerinnen war die Dauer ihrer Berufsunterbrechung genau richtig, ein Viertel hätte gerne länger pausiert und nur 6% wären lieber wieder früher in den Beruf zurück. Knapp drei Viertel von ihnen sind wieder zum gleichen Arbeitgeber zurückgekehrt, gut ein Viertel hat jedoch den Arbeitgeber gewechselt. Wenn die Rückkehr zum gleichen Arbeitgeber erfolgte, war damit häufig auch die Möglichkeit verbunden, den alten Arbeitsplatz wieder einzunehmen, nur bei einem Viertel dieser Mütter erfolgte ein Wechsel des Arbeitsplatzes.

Vertiefende Analysen der vorhandenen Daten werden in den kommenden beiden Jahren im Rahmen einer DFG-Förderung durchgeführt.

Errichtung von Familienstützpunkten in Bayern

Die bunte Vielfalt von Angeboten zur Familienbildung wie auch die unterschiedliche Verortung hinsichtlich Trägerschaft und Förderung erschwert ihre übergreifende konzeptionelle wie institutionelle Fassung erheblich. So wird die aktuelle Situation auch aus der Perspektive der Jugendhilfe als mangelhaft abgestimmt beschrieben (Rupp/Mengel/Smolka 2010). Um hier Abhilfe zu schaffen, wurde das Gesamtkonzept zur Familienbildung in Bamberg entwickelt, das in Form eines kompakten Leitfadens und eines vertiefenden Handbuches (s.u.) veröffentlicht wurde. Die Zuständigen vor Ort, d.h. die Träger der öffentlichen Jugendhilfe, sehen überwiegend nur begrenzte Möglichkeiten, diese Konzepte umzusetzen, weil andere Aufgaben Vorrang haben und die Ressourcen ohnehin knapp bemessen sind. Um dennoch die Konzeption der Weiterführung der Familien voranzutreiben wurde seitens des Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen (StMAS) ein Modellprojekt entwickelt. Im Rahmen der Förderung verpflichten sich die Jugendhilfeträger einen zur Entwicklung einer Konzeption der Familienbildung vor Ort und zum anderen zur Errichtung von Familienstützpunkten, um die Sichtbarkeit und Wirksamkeit der Familienbildung zu erhöhen. Das Modellprojekt „Familienstützpunkte“ zielt langfristig auf die bessere Vernetzung der Angebote der Familienbildung in der Kommune sowie auf die Entwicklung eines strukturellen Rahmens für die stetige bedarfsorientierte Aktualisierung der unterschiedlichen Informationen und eine kontinuierliche Kommunikation zwischen den relevanten Akteuren.

Ein Herbst voller Tagungen des *ifb*

Im Rahmen des von der Europäischen Kommission geförderten Forschungsprojektes FAMILYPLATFORM fanden im Herbst 2010 zwei sehr unterschiedliche Tagungen statt: Zum einen trafen sich Vertreter(innen) von neuen verschiedenen Forschungsinstituten und drei europäischen Familienverbänden, die das Konsortium des Projektes bilden, mit Expert(inn)en und Repräsentant(inn)en von Politik und NGO vom 6. bis 8. Oktober 2010 im Bamberg. Die rund 30 Teilnehmer(innen) des Arbeitstreffens diskutierten den Fortgang und künftige Planungen im Projekt sowie – als zentrales Thema – den ersten Entwurf der Forschungsagenda. Letztere ist das Endprodukt des Projekts und soll zentrale Forschungsfelder und Fragestellungen für die künftige Familienforschung in Europa benennen.

Zum anderen wurde die überarbeitete Forschungsagenda am 3. und 4. November in Brüssel einem größeren Auditorium vorgestellt. Da es ein wesentliches Ziel des FAMILYPLATFORM ist, möglichst viele Interessenvertreter aus verschiedenen Kontexten in den Prozess einzubinden, waren zu dieser Tagung mehr als 120 Teilnehmer(innen) unterschiedlichster Provenienz eingeladen, um die zentralen Forschungsfragen zu diskutieren bzw. ein Statement dazu abzugeben. Die Ergebnisse der Tagungen fließen ein in die Forschungsagenda, welche im März 2011 fertiggestellt wird.

Das Gesamtkonzept zur Familienbildung in Bayern wurde im Rahmen einer Fachtagung am 28.10.2010 in Nürnberg vorgestellt. Rund 160 Teilnehmer(innen) aus ganz

Deutschland informierten sich nicht nur über das bayerische Konzept, sondern auch über Vorgehensweisen in anderen Bundesländern.

Am 19. und 20. November 2010 fand zudem eine Arbeitstagung von Wissenschaftlern aus den Bereichen Sozialwissenschaften und Rechtswissenschaft statt. Sie diente zur Vorbereitung des nächsten Sonderheftes Nr. 8 der ZfF/JFR mit dem Thema „Pluralisierung der Elternschaft und Kindschaft. Dialog von Familienrecht, soziologie und -psychologie“. Die 22 beteiligten Wissenschaftler(innen) erarbeiteten ein Konzept für diesen Band, der im Herbst 2011 erscheinen wird.

Aktuelle Veröffentlichungen:

ifb-Jahresbericht 2010

- Marina Rupp (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtliche Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Sonderheft 2010 der Zeitschrift für Familienforschung/ Journal of Family Research. Opladen & Farmington Hills MI, 2011: Verlag Barbara Budrich
- Marina Rupp & Andrea Dürnberger: Wie kommt der Regenbogen in die Familie? Entstehungszusammenhang und Alltag von Regenbogenfamilien. In: Dorett Funcke & Petra Thorn (Hrsg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform. Bielefeld: Transcript, 2010, S. 61-98
- Marina Rupp, Melanie Mengel & Adelheid Smolka: Handbuch zur Familienbildung im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe in Bayern. *ifb*-Materialien 7-2010. Bamberg: Staatsinsitut für Familienforschung, 2010
- Birgit Mayer-Lewis: Abschlussbericht des Modellprojektes „Psychosoziale Beratung bei Pränataldiagnostik in Mittelfranken“. *ifb*-Materialien 1-2010. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, 2010
- Birgit Mayer-Lewis: Abschlussbericht des Modellprojektes „Unter anderen Umständen schwanger“. *ifb*-Materialien 2-2010. Bamberg: Staatsinsitut für Familienforschung, 2010
- Birgit Mayer-Lewis: Best-Practice-Leitfaden „Psychosoziale Beratung bei pränataler Diagnostik“. *ifb*-Materialien 3-2010. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, 2010
- Marina Rupp et al. (Hrsg.): FAMILYPLATFORM. A Research Agenda on the Family for the European Union, 2011, im Erscheinen
- Marina Rupp, Loreen Beier, Dirk Hofäcker & Elisa Marchese: Familyplatform. Existential Field 1: Family Structures & Family Forms. Working Report – Summary (April 2010), http://www.familyplatform.eu/en/doc/87/EF1_Summary_Family_Structures%26Family_Forms.pdf.
- Marina Rupp, Loreen Beier, Dirk Hofäcker & Elisa Marchese: Familyplatform. Existential Field 1: Family Structures & Family Forms in the European Union – An overview of major trends and developments. Working Report (April 2010). http://www.familyplatform.eu/en/doc/96/EF1_Family_Structures%26Family_Forms.pdf.